



150 JAHRE

1863 bis 2013: Von der Rettungsanstalt Sonnenbühl zum Schulheim Elgg

SCHULHEIM

ELGG





**KINDER ERLEBEN NICHTS SO SCHARF UND BITTER
WIE UNGERECHTIGKEIT. CHARLES DICKENS**



6-7 Standortbestimmung:
Bezugspunkte einer
langen Heimgeschichte

.....

8-15 Vom Sonnenbühl nach Elgg:
Aus der Geschichte des
Schulheims

.....



18-29 Heimgeschichte(n):
Fünf Ehemalige und ein
Heimleiter erinnern sich

.....

32-37 Ein Heim stellt sich vor:
Interne Schule,
Freizeitaktivitäten und
Arbeitsagogik

.....



38-39 Ein Heim stellt sich vor:
Aufsuchende Familienarbeit
und Therapie

.....

40-45 Ein Heim stellt sich vor:
Sozialpädagogische Familie,
Lehrlingswohnen und
Wohngruppen

.....



48-55 Wie wir leben:
Vier Jugendliche erzählen
aus ihrem Alltag

.....

56-57 Dank an Freunde und
Gönner
Ausblick des Gesamtleiters

.....

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER

Der Regenbogen als farbenprächtiges Wetterphänomen passt gut zum Schulheim Elgg. Er lässt sich nur beobachten, wenn Sonne und Regen aufeinander prallen – zugleich aber verbindet er diese Gegensätze, schlägt einen Bogen zwischen dunkel und hell. Ein schönes Symbol für unsere Tätigkeit! Auch über den uns anvertrauten Kindern und Jugendlichen liegt oft ein Schatten oder Regen – und unser Ziel ist es, ihnen durch die Betreuungsarbeit auch die sonnigen Seiten zu zeigen.

Niemand hätte wohl bei der Eröffnung der „Rettungsanstalt für arme verwaahlte Kinder auf Sonnenbühl“ 1863 gedacht, dass man dereinst auf eine 150-jährige Geschichte würde zurückblicken können. Ein sehr grosser Zeitsprung! In der Phase des technischen Aufbruchs wurden viele für uns heute selbstverständliche Errungenschaften wie Elektrizität, Telefon, Autos erst entwickelt. Zugleich zeigte die damit verbundene Industrialisierung aber ihre Schattenseiten: Viele Menschen waren den harten Lebens- und Arbeitsbedingungen der neuen Zeit nicht gewachsen. Leidtragende waren auch die Kinder. Das dicke Eintrittsbuch des „Sonnenbühl“ im Archiv des Schulheims Elgg legt in seinen Einträgen ein trauriges Zeugnis davon ab: „Eltern: Keine“, „Vater: Unbekannt“ oder „unehelich“, steht da oft. Und schon der Name des Heimes spricht eine klare Sprache: „arm“ und „verwaahlst“ waren die Kinder – und wohl oft auch krank und unterernährt.

Unsere Festschrift soll Zeugnis ablegen von der Geschichte unserer Institution im Wandel der Zeit. Dafür haben wir auch Zeitzeugen befragt – und nicht immer sind ihre Kindheitserlebnisse „schön“, ihre Jugenderinnerungen „gut“. Doch wir wollen diese Schicksale nicht ausklammern, denn durch das Verschweigen werden sie nicht ungeschehen. Die Biografien dieser Ehemaligen zeigen aber auch auf, dass sie trotz schlechteren Startbedingungen die Chance hatten, etwas aus ihrem Leben zu machen. Und so blicken sie meist ohne Bitternis zurück: Sie verbinden auch schöne Erinnerungen mit ihren Heimjahren und nicht wenige konnten darauf ein geglücktes Leben aufbauen.

Dies unseren Jugendlichen auch heute und in Zukunft zu ermöglichen, ist das bleibende Ziel des Schulheims Elgg.



Jürg Rohner



SEIT 1863 VERWURZELT IN DER REGION



WINTERTHUR

Bereits in den späten 1850er-Jahren bildet sich hier um Jakob Goldschmid-Peter ein christlich-humanitär geprägter Zirkel wohlhabender Winterthurer, der ab 1862 konkrete Schritte einleitet, um die „Rettsungsanstalt für arme verwaahlste Kinder auf Sonnenbühl“ zu gründen.



SONNENBÜHL

„Schneggenbühl“ hiess ursprünglich der abgelegene Hof nördlich von Brütten, dessen Kauf am 13. Januar 1862 beschlossen wird. An seiner Stelle entsteht ein Neubau, der im Juli 1863 vom Heimleiterpaar und den ersten Kindern bezogen wird.

Heute besitzt das Schulheim an seinem ehemaligen Standort noch eine Blockhütte im Wald, die für Time-outs von Jugendlichen sowie für die traditionelle Sylvesterfeier genutzt wird.



ELGG

1977 erfolgt eine radikale Konzeptänderung: Gesamtleiter Hermann Binelli verabschiedet sich von der streng evangelischen Grundhaltung und das Heim zieht „vom Waldrand der Gesellschaft“ mitten ins Dorfleben von Elgg. Gleichzeitig erhält die Institution den neuen Namen „Schulheim Elgg“.

Heute befinden sich hier – neben zwei Wohngruppen für je acht Kinder und Jugendliche – Verwaltung, Schulhaus, Arbeitsagogik, Therapieangebote und zentrale Dienste.



GUNTERSHAUSEN TG

Ehemalige Wohngruppe; die Liegenschaft ist derzeit fremdvermietet.



ESCHLIKON TG

Wohngruppe für acht schulpflichtige Knaben und Mädchen.



HAGENBUCH ZH

Wohngruppe für acht schulpflichtige Knaben.



WINTERTHUR-HEGI

Wohngruppe für acht schulpflichtige Knaben.



WIESENDANGEN

Hier entsteht ein Ersatzbau für die Wohngruppe Hagenbuch, der 2015 fertiggestellt sein wird.



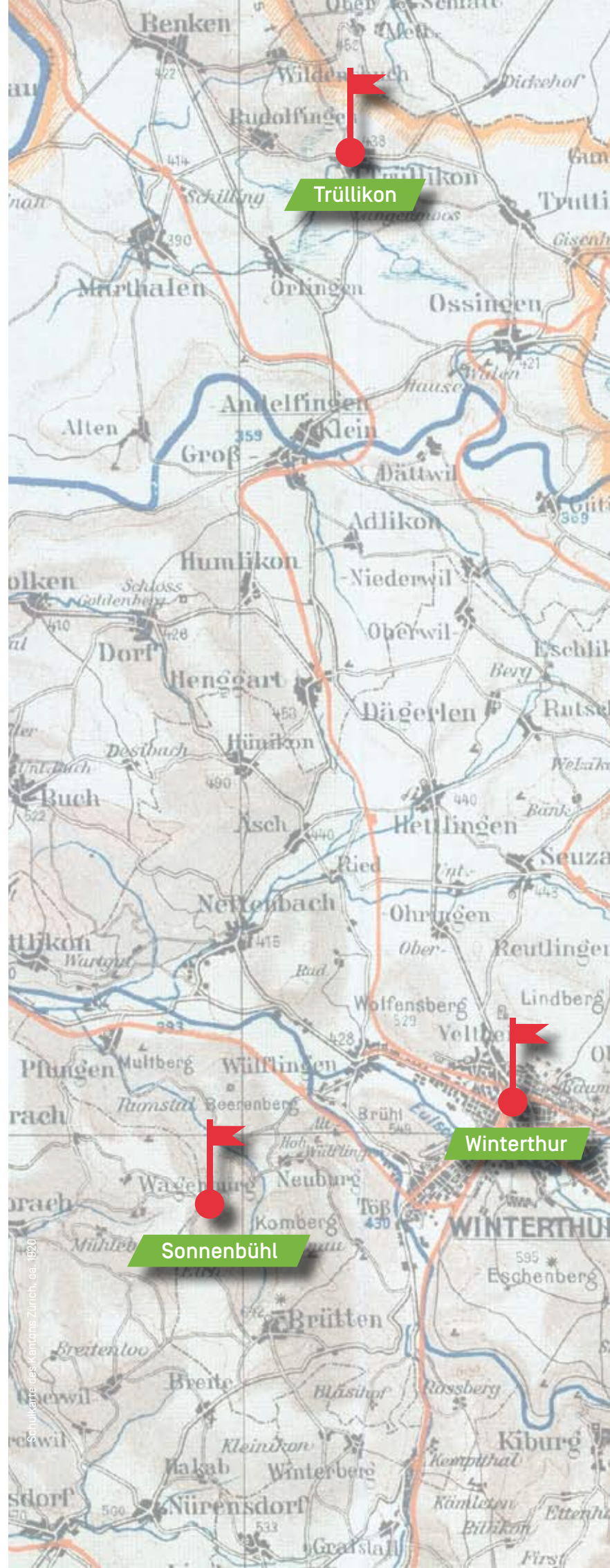
WINTERTHUR-WALKESTRASSE

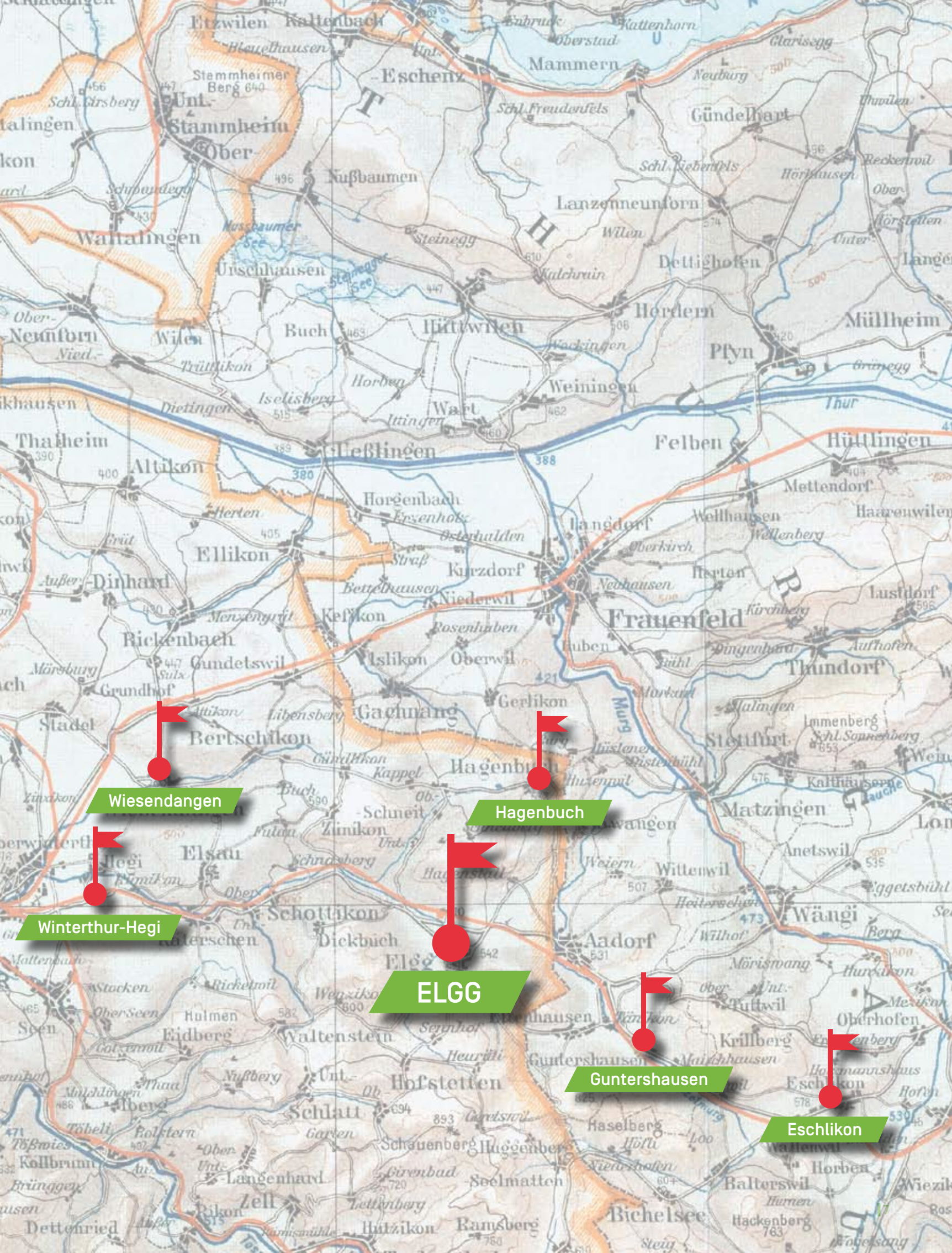
Wohnung für drei Auszubildende beiderlei Geschlechts ab 16 Jahren, mit stark reduzierter Betreuungsintensität.



TRÜLLIKON

Sozialpädagogische Familie mit vier Wohnplätzen.





Wiesendangen

Hagenbuch

Winterthur-Hegi

ELGG

Guntershausen

Eschlikon

DIE HISTORISCHE ENTWICKLUNG DER JUGENDHILFE

Beitrag von Dr. phil. Hannes Tanner

Die „Rettungsanstalt für arme verwahrloste Kinder auf Sonnenbühl“ ist die Vorläuferin des Schulheims Elgg. Sie zählte zu den ersten Schweizer Institutionen, welche sich im Geiste Pestalozzis und aus christlicher Gesinnung um die „Rettung“ bzw. Pflege armer, verwahrloster Kinder bemühten.

Wie noch im 18. Jahrhundert mit „Vaganten“ und fahrendem Volk umgegangen wurde, zeigt die Geschichte von Hans Melchior Vögeli: Seine Mutter, eine starke, eigenwillige Frau wird wenige Stunden nach seiner Geburt 1727 als Landstreicherin verhaftet, gebrandmarkt und des Landes verwiesen. Sie gibt den Säugling darauf einem kinderlosen Bauernpaar im Fricktal in Pflege, weil sie nicht für ihn sorgen kann.

Als Pflegesohn kommt er für das Erbe des Bauernhofes nicht in Frage. Deshalb schlägt er sich als Zundelhändler in den österreichischen und deutschen Gebieten am Oberrhein durch. Einbruchs- und Diebestouren führen ihn später weit ins aargauische Freiamt, ins Baselbiet, nach Zurzach, Winterthur, Schaffhausen und in den Thurgau. Im Jahr 1753 wird Vögeli, mittlerweile Vater von zwei unehelichen Kindern, in Tiengen (Süd-deutschland) mit 26 Jahren kurzerhand zum Tod durch das Schwert verurteilt und hingerichtet¹.

Ob Hans Melchior Vögeli in der Rettungsanstalt Brütten Aufnahme gefunden hätte, ist fraglich, weil er allein schon die geforderte Kleiderausrüstung bei weitem nicht hätte aufbringen können: „1 vollständiger Sonntags- und ein dauerhafter Werktagsanzug, 6 Hemden, 6 Nastücher, 3 Paar Sommer- und 3 Paar Winterstrümpfe, 2 Paar gute Schuhe. Neues Testament und schweizerisches Kirchengesangbuch. Alles in gutem und sauberem Zustand. Das Kostgeld beträgt für Knaben Fr. 200.– pro Jahr (1893) und ist in mindestens Halbjahres-Raten voraus zu bezahlen².“

Kindersterblichkeit im 20. Jahrhundert

Die Kindersterblichkeit lag um 1900 im ersten Lebensjahr noch bei 18,4 Prozent [2012: 0,4 Prozent³], sie war also rund 46 mal höher als heute³. Die „Zürcher Jugendhilfekurse“, die 1922, 1924 und 1927 stattfanden, standen deshalb stark im Zeichen der Gesundheitsfürsorge: Die gemeinsame Bekämpfung der alarmierenden Kindersterblichkeit vermochte Schlüsselpersonen zu mobilisieren, die sich mit aktuellen Problemen des Erziehungs-, Gesundheits- und Fürsorgewesens auseinandersetzten und, im Verbund mit angesehenen, nationalen Institutionen wie der „Gesellschaft für Schulgesundheitspflege“, der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ sowie der Stiftung „Pro Juventute“ [u.a.], nach wirksamen Lösungen für soziale Probleme suchten. Sie bildeten ein Netzwerk, das für die rasche Entfaltung der Jugendhilfe von grosser Bedeutung war.

Die Fussnoten-Kommentare und ein Verzeichnis weiter führender Literatur finden sich in der hinteren Umschlagklappe, Seite 60



VOM SONNENBÜHL NACH ELGG: AUS DER GESCHICHTE DES SCHULHEIMS



● **1857** Jakob Goldschmid-Peter gründet in Winterthur einen christlich-wohlthätigen Verein.

● **1862** Dieser kauft für 10 000 Franken nördlich von Brütten den Hof „Schneggenbühl“. Da sich ein Umbau nicht lohnt, wird ein Neubau erstellt.

1860

● **1863** Feierliche Eröffnung der „Rettsungsanstalt für verwaorlose Kinder auf Sonnenbühl bei Brütten“. Erstes Hauselternpaar Meyer-Pfister.

● **1863** Ferdinand Vetter, Henggart, wird erster Präsident des Heimvereins.

● **1874** Pfarrer J. Meili, Wülflingen, wird Präsident des Heimvereins.

● **1875** Das Kostgeld beträgt jährlich 100 Franken.

● **1876** Pfarrer A. Burckhardt, Lindau, wird Präsident des Heimvereins.

● **1882** Sigmund Fäsi, Seuzach, wird Präsident des Heimvereins.

1880

● **1886** Tod von Jakob Goldschmid.

● **1890** Karl Schönfeld-Berli, Winterthur, wird Präsident des Heimvereins.

● **1891** Der Begriff „verwaorlose Kinder“ wird auf Wunsch von Ehemaligen aus dem Namen gestrichen.

● **1897** Neues Hauselternpaar Waldvogel-Götz.

● **1898** Umbau des westlichen Flügels; Erneuerung von Speisesaal, Küche und Waschküche.

● **1898** Erstmals spendet der Kanton Zürich 160 Franken aus dem „Alkoholzehntel“.

● **1900** Das alte Oekonomiegebäude wird verkauft; neben dem Anstaltsgebäude entsteht eine neue Scheune.

1900

● **1908** Das Wort „Rettsungsanstalt“ wird gestrichen; Namensänderung in „Anstalt Sonnenbühl“.

● **1909** Pfarrer Wilhelm Ryhiner, Winterthur, wird Präsident des Heimvereins.

● **1912** Es wird eine elektrische Beleuchtung installiert.

● **1913** 50-jähriges Jubiläum; bis dahin waren rund 280 Kinder im Sonnenbühl untergebracht.

● **1918** Mitarbeitende erhalten 25 Franken (Magd) oder 75 Franken (Lehrerin) Lohn pro Monat.

IM ANFANG STAND DAS „SPITTEL“

Die Entwicklung der ausserfamiliären Erziehung in der Schweiz war ein langer Prozess zunehmender Differenzierung von disziplinarischen Mitteln zur Wahrung und Wiederherstellung von Ruhe, Ordnung und Normalität.

Wie in der Rechtsprechung wurden auch im Vollzug von Strafen und Massnahmen bei Kindern und Jugendlichen die Ächtung abweichenden Verhaltens und die Sühneleistung mehr und mehr von der (Nach-) Erziehung und der Förderung sozialer Integration abgelöst.

Bis zur Aufklärung wurden zwar auch Minderjährige hart und vor allem körperlich bestraft. Gleichzeitig galt Jugend schon immer als Strafmindeungsgrund: Die Strafen – oft dieselben wie für Erwachsene – wurden bis zur vollen Strafmündigkeit in reduziertem Ausmass oder in vermeintlich milderer Form vollzogen. Diese war mit der politischen Mündigkeit identisch und lag in Zürich bis ins 16. Jahrhundert bei sechzehn Jahren.

Parallel dazu entwickelten sich die Einrichtungen zur ausserfamiliären Betreuung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen kontinuierlich. In den Anfängen steht das Hospital (Mundart „Spittel“), eine Mehrzweckeinrichtung, deren Wurzeln bis ins Mittelalter zurückreichen. Bis ins 18. Jahrhundert diente es neben der Armen- und Krankenversorgung auch als Erziehungsanstalt, Straf- und Untersuchungsgefängnis. Kurz: Es nahm sämtliche Leute auf, die nicht in die damals noch stark von (Gross-) Familie und Dorfgemeinschaft geprägten sozialen Strukturen passten.

Sozial- und Jugendarbeit im 20. Jahrhundert

Die Entwicklung im Sozialbereich führte zur Unterscheidung einer Vielzahl von psychiatrischen, heil- bzw. sonder- sowie sozialpädagogischen Einrichtungen³, die nach Alter, gesundheitlichen Problemlagen und Gruppen mit besonderen sozialen Risiken und/oder Bedürfnissen differenziert sind. Davon zeugen schon früh und immer deutlicher Untersuchungen über Veranstaltungen und Vereine für soziale Fürsorge in der Schweiz, so etwa das "Handbuch der Sozialen Arbeit in der Schweiz"⁴ von 1919.

Das zweibändige Standardwerk leistete zudem einen wesentlichen Beitrag zu einem professionellen Selbstverständnis der Sozialen Arbeit: Es ebnete den Weg zur Umbenennung der „Sozialen Frauenschule Zürich“ in „Schule für Soziale Arbeit“ sowie zur Öffnung der Sozialarbeit auch für männliche Berufsträger. Die Ausbildung für Soziale Arbeit trat aus dem Schatten einer sozialen Hilfs- und Fürsorgetätigkeit für Frauen aus besseren Kreisen, der sie seit dem ersten "Kurs zur Einführung in weibliche Hilfstätigkeit für soziale Aufgaben" im Jahre 1908 begleitet hatte⁵.

Anstalt Sonnenbühl
bei Brütten



„Anstalt Sonnenbühl“



VOM SONNENBÜHL NACH ELGG: AUS DER GESCHICHTE DES SCHULHEIMS



● **1924** Pensionierung von Heinrich Waldvogel-Götz; neuer Hausvater wird Fritz Bürgi gemeinsam mit seiner Schwester Maria.

1920

● **1927** Erweiterung und Erneuerung nach Plänen von Architekt J. Ninck-Goldschmid.

● **1927** Ein neues Reservoir wird erstellt.

● **1929** Erhöhung des Kostgeldes auf 450 Franken.

● **1930** Der Staatsbeitrag beträgt 3000 Franken.

● **1931** Bestand an Vieh: 2 Pferde, 7 Kühe, 2 Rinder, 4 Kälber, 4 Schweine. Zur Anstalt gehören rund 4.2 ha Wald und 11 ha Acker- und Wiesland.

● **1938** 75 Jahre Sonnenbühl.

● **1938** 40 Kinder leben im Heim; über 360 Kinder waren bisher im Heim untergebracht.

● **1940** Umbenennung in „Evangelische Erziehungsanstalt Sonnenbühl bei Brütten“.

1940

● **1944** Pfarrer Samuel Fink, Pfungen, wird Präsident des Heimvereins.

● **1948** Der hohe Bestand von 47 Kindern macht ein Neubauprojekt notwendig.

● **1950** Pfarrer Walter Staub, Dietlikon, wird Präsident des Heimvereins.

● **1951** Der Regierungsrat heisst das Neubau-Projekt gut und überweist es an den Kantonsrat.

● **1953** Ein separates Schulhaus und ein Mitarbeiterwohnhaus werden erstellt; der Altbau wird saniert.

● **1954** Festliche Einweihung der Neubauten am 4. Juli.

● **1955** Eugen Spiess, Winterthur, wird Präsident des Heimvereins.

● **1957** Anschaffung eines Waschautomaten.

● **1958** Installation eines Dampfkochherds.

● **1960** Inbetriebnahme einer Tiefkühlanlage und eines Traktors.

1960

● **1962** Erneuter Umbau: Die Schafsäle werden durch kleinere Zimmer ersetzt, Wohnungen für Mitarbeitende und ein separates Schulhaus werden erstellt.

VOM WAISENHAUS ZUR ARMENSCHULE

In einem ersten, grundlegenden Schritt wurden die **Betreuungsangebote** nach Altersgruppen unterschieden: Nachdem in den Spitteln und Armenhäusern lange Zeit Minderjährige und Erwachsene zusammengelebt hatten, wurden im späten Mittelalter für Kinder städtische Waisenhäuser errichtet.

In pädagogischer Absicht wurden diese „reinen“ Waisenhäuser, wie die Arbeits- und Zuchthäuser, oft mit Produktionsbetrieben (meistens Textilherstellung) verbunden; sie sollten im Idealfall Gewinn einbringen. Ihr Ziel war es, Waisenkinder so früh als möglich zur **Arbeitsamkeit** zu erziehen und zur materiellen Sicherung ihrer Existenz zu befähigen.

In bildungsfreundlichen, städtischen Bürgerkreisen wurden diese Institutionen unter dem Einfluss der Aufklärung zunehmend als pädagogische Einrichtung wahrgenommen. Durch einfachen Schulunterricht sollten auch Waisenkinder **sittlich-moralisch** und in ihrer **Lebenstüchtigkeit** gestärkt werden. Mit solchen Armenschulen und -erziehungsanstalten, sollten Defizite der Erziehung, der Schulung und der beruflichen Ausbildung von Kindern und Jugendlichen vermindert werden.

Da in ländlichen Gebieten Waisenhäuser weitgehend fehlten, entwickelte sich dort in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das System der „**Verkostgeldung**“. Dabei wurden Waisenkinder – meistens an Markttagen – zur finanziellen Entlastung der sorgepflichtigen Gemeinden als „**Kostkinder**“ angeboten (d.h. versteigert); sie wurden von ihren „**Käufern**“ vor allem als billige Arbeitskräfte eingesetzt. Diese fürsorgerisch und pädagogisch unqualifizierte Praxis stiess jedoch schon im frühen 19. Jahrhundert auf Kritik.



VOM SONNENBÜHL NACH ELGG: AUS DER GESCHICHTE DES SCHULHEIMS



● **1963** 100 Jahre Sonnenbühl: In dieser Zeit haben 684 Kinder im Heim gelebt.

● **1966** Heimleiter Bürgi tritt in den Ruhestand. Neue Heimleiter werden Vroni und Toni Miesch-Zimmerli.

● **1968** Aus dem alten Reservoir entsteht in Eigenleistung ein Schwimmbad, das beim alljährlichen „Sonnenbühltag“ am 8. Juni eingeweiht wird.

● **1969** Aus alten Telefonstangen wird am Waldrand eine Blockhütte erstellt; Aufrichte ist am 6. Dezember.

● **1970** Umbenennung in „Evangelisches Schulheim Sonnenbühl Brütten“.

● **1971** Einweihung der Blockhütte.

● **1972** Hermann Binelli-Jost übernimmt mit seiner Frau Anna die Heimleitung.

● **1973** Werner Schlegel, Winterthur, wird Präsident des Heimvereins.

● **1977** Das Vieh und die landwirtschaftliche Fahrhabe des „Sonnenbühl“ werden bei einer Gant am 17. September verkauft.

● **1977** 19. bis 24. September: Umzug der Institution vom Sonnenbühl nach Elgg, zunächst ins Provisorium im „Doktorhaus“ an der Bahnhofstrasse. Gleichzeitig erhält die Institution den neuen Namen „Schulheim Elgg“.

● **1977** Miete des Schulhauses Dorf von der Schulgemeinde Elgg; zunächst nur für ein, später für 25 Jahre. Renovation auf eigene Rechnung.

● **1978** Am 17. April beschliesst der Heimverein, definitiv am Standort Elgg festzuhalten. Im Juli Kauf der Liegenschaften „Haubensack“ („Doktorhaus“) und „Kutscherhaus“ an der Bahnhofstrasse 35/37 und Ausarbeitung eines Neubauprojektes.

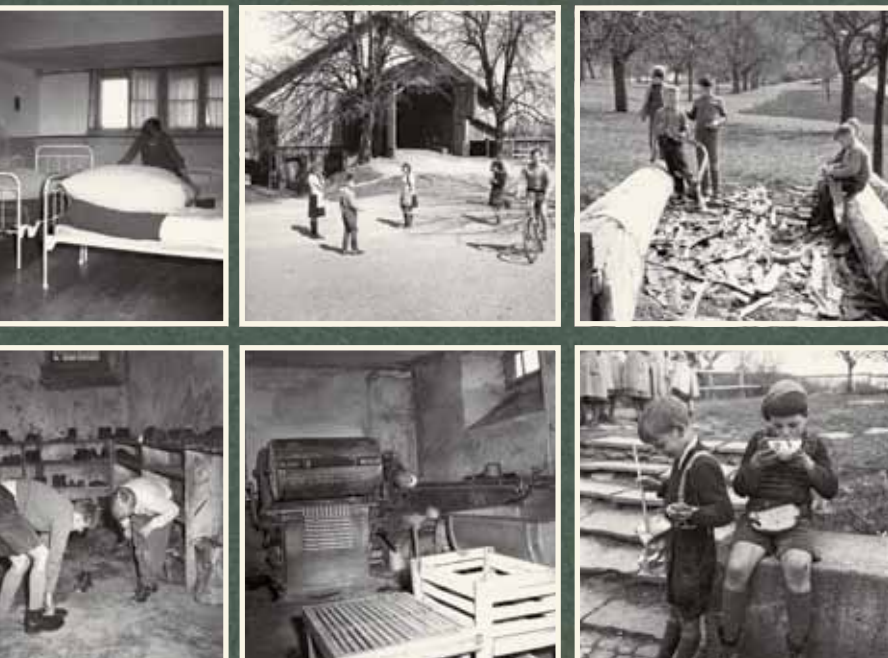
● **1978** Kauf von Liegenschaften in Hagenbuch ZH und Eschlikon TG für Aussenwohngruppen.

● **1980** Am 13. August genehmigt der Regierungsrat das Projekt für den Neubau; Grundsteinlegung: 1. Oktober.

● **1980** Walter Peter, Winterthur, wird Präsident des Heimvereins.

● **1981** Das „Kutscherhaus“ wird abgerissen, an seiner Stelle wird ein Neubau mit Hauswirtschaft, Verwaltung und einer Wohngruppe erstellt; eine weitere Wohngruppe wird im umfassend renovierten „Doktorhaus“ untergebracht. Bezug: 25. November.

1980



NEUE IDEEN ZUGUNSTEN NOT LEIDENDER KINDER

Die Mängel von Waisenhäusern und Verkostgeldung sowie die lauter werdende Kritik daran, aber auch neues aufklärerisches und pädagogisches Gedankengut, gaben den Anstoss zur Gründung von landwirtschaftlichen Armenschulen, Armenerziehungs- und Rettungsanstalten.

Angeregt durch Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827), initiierte der Stadtberner Patrizier Philipp Emanuel von Fellenberg (1771–1844) ab 1804 in Hofwil bei Bern eine Armenerziehungsanstalt, den "Erziehungsstaat". Diese neuartige Modelleinrichtung wurde zum Anziehungspunkt für ein internationales, pädagogisch interessiertes Publikum.

Im Unterschied zu den Armenerziehungsanstalten, die sich an der humanitär-philantropischen Gemeinnützigkeit orientierten, liessen sich die Rettungsanstalten nach dem Vorbild von Christian Heinrich Zeller (1779–1860) und seiner 1820 gegründeten Anstalt auf Schloss Beuggen von einer pietistischen Grundhaltung leiten; sie wurde zum Vorbild für viele weitere „Rettungshäuser“.

Während die Waisenhäuser geschlechtergetrennt und überwiegend für Knaben konzipiert waren, orientierten sich die Armenerziehungs- und Rettungsanstalten an der Struktur und dem Lebensalltag der Familie und waren daher der Koedukation verpflichtet. Das Organisationsmodell für eine rechte Anstalt sollte die Familie sein, allerdings in Form einer stark patriarchalisch strukturierten, vorindustriellen Lebens- und Produktionsgemeinschaft mit einer Belegung von 30–40 Kindern. Hausvater und Hausmutter waren die zentralen Figuren, wobei die letzte Entscheidungsbefugnis beim Hausvater oder beim Vorstand des in der Regel privaten Trägerschaftsvereines lag.

Friedrich Zollinger, ein Pionier der öffentlichen Fürsorge

1912 trat das neue Schweizerische Zivilgesetzbuch in Kraft. Es brachte, neben der landesweiten Vereinheitlichung sozial bedeutsamer Rechtsnormen, ein neues Vormundschaftsrecht und eine gesetzliche Garantie der Mündigkeit der verheirateten Frau. Die kantonalen Einführungsgesetze dazu bildeten die Grundlage für den Ausbau von Angeboten offener und geschlossener (bzw. stationärer) Fürsorge und führten zur Schaffung neuer öffentlicher Fürsorgeinstitutionen.

Auf Initiative von Friedrich Zollinger⁶ wurde bereits 1908 in der Stadt Zürich das städtische Kinderfürsorgeamt gegründet und dem Waisenamt die erste schweizerische Amtsvormundschaft angegliedert. Die „Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege“ veranstaltete im selben Jahr in Zürich den „1. Schweizerischen Informationskurs für Jugendfürsorge“. Dieser sowie die ebenfalls ab 1908 durchgeführten „Kurse zur Einführung in weibliche Hilfstätigkeit für soziale Aufgaben“ waren auch für die Jugendfürsorge in ländlichen Gebieten des Kantons von grosser Bedeutung.

Aber noch weit wichtiger war der 1919 von Zollinger initiierte Ausbau der Jugendhilfe: die Gründung des Kantonalen Jugendamtes, die Bildung von Bezirks-Jugendkommissionen, die Einrichtung von Jugendsekretariaten sowie die Einsetzung des ersten Jugendanwaltes. 1921 entstand so der kantonale kinderpsychiatrische Dienst, dem 1929 die Eröffnung des Städtischen Wohlfahrtsamtes folgte.



VOM SONNENBÜHL NACH ELGG: AUS DER GESCHICHTE DES SCHULHEIMS



● **1981** Erwerb einer Liegenschaft in Guntershausen TG für eine weitere Aussenwohngruppe.

● **1982** Feierliche Einweihung der Neubauten am 23. September. In Elgg sind 16, in den Aussenwohngruppen 15 Kinder untergebracht.

● **1985** Ernst Bichsel, Andelfingen, wird Präsident des Heimvereins.

● **1994** Tod des langjährigen Hausvaters Fritz Bürgi-Richner.

● **1995** Erwerb und Bezug einer Liegenschaft in Hegi für eine Wohngruppe mit Lehrlingen.

● **1996** Übernahme einer bestehenden-, betreuten Jugendwohnung in Winterthur und Integration in das Schulheim-Konzept.

● **1998** Im Dezember Erwerb eines Teils des Mantel-Areals an der Flora- / Bahnhofstrasse für einen eigenen Schulhausneubau.

● **2000** Wegen Eigenbedarfs wird das Mietverhältnis für das Schulhaus Dorf von der Gemeinde Elgg nicht verlängert.

● **2004** Einweihung des Schulhausneubaus an der Bahnhofstrasse.

● **2004** Jürg Rohner, Winterthur, wird Präsident des Heimvereins.

● **2005** Im Frühjahr Verlegung der Wohngruppe Guntershausen nach Hegi; Fremdvermietung der Liegenschaft.

● **2008** Hermann Binelli übergibt sein Amt als Gesamtleiter an Werner Kuster.

● **2012** Erwerb eines Grundstückes in Wiesendangen; Bauprojekt für die Erstellung eines neuen Wohngruppen-Hauses.

Das Schulheim betreut insgesamt 47 Kinder und Jugendliche.

● **2013** Voraussichtlicher Baubeginn.

● **2015** Geplanter Bezug des neuen WG-Standorts Wiesendangen.

2000





WEGE ENTSTEHEN DADURCH, DASS MAN SIE GEHT. Franz Kafka

ICH WAR EIN ARMER CHEIB, DER ZUHAUSE VORIG WAR

Meine Mutter starb mit 28 Jahren am Kindbettfieber. Das war zwei Wochen nach meiner, beziehungsweise nach unserer Geburt, denn ich habe eine Zwillingsschwester. Ausserdem haben wir zwei ältere Geschwister. Damals war klar, dass mein Vater mit vier Kindern eine Frau im Haus benötigt und so heiratete er wieder. Doch die Stiefmutter konnte mit uns Kindern aus erster Ehe nichts anfangen: Ich war ein armer Cheib, der zuhause vorig war. So kam ich in der 3. Klasse fort von zuhause – in das Kinderheim Sonnenbühl. So rasch wie möglich, am Ende ihrer Schulzeit, verliessen auch meine Geschwister das Elternhaus.

Damals war das Sonnenbühl noch ein normales Kinderheim, mit 24 Buben und 16 Mädchen. Geleitet wurde es von Hausvater Bürgi, gemeinsam mit seiner Schwester. Es gab einen Lehrer für die oberen und eine Lehrerin für die unteren Klassen, ausserdem eine Arbeitsschul-Lehrerin, eine Köchin und einen Knecht. Erst später wurde das Sonnenbühl dann auch ein Heim für schwer Erziehbare, aber zu meiner Zeit war es ein Heim für Halbwaisen und Waisen. Oder für Scheidungskinder.

Am Anfang wurde mir gesagt, dass ich bald wieder nach Hause zurück könne und ich glaubte das auch. Doch meine *Gschpänli* im Sonnenbühl lachten mich nur aus: „Du wirst schon sehen, du bleibst hier bis zum Schluss!“. Und sie hatten recht: Sieben Jahre verbrachte ich dort! Jeweils nach dem Mittagessen wurde die Post verteilt – aber ich habe während der ganzen Zeit nie einen Brief bekommen. Am ersten Sonntag im Monat war Besuchstag – aber ich habe nicht ein einziges Mal Besuch erhalten. Verschiedene von uns konnten über Weihnachten oder Ostern nach Hause – ich nicht. Für mich existierte kein Elternhaus. Das war mein Stand und das musste ich erst verarbeiten.

Eine Zeit lang kam jeweils eine Holländerin zu uns ins Sonnenbühl. Ich glaube, sie war hier, um das Schweizer Schulwesen zu studieren. Wir waren zwei Schüler in der neunten Klasse, alle anderen besuchten in Embrach die Sekundarschule. „Wieso gehst denn du nicht auch da hin?“, fragte sie mich erstaunt. Da fiel bei mir der Zwanziger und ich merkte, dass ich in meinem Leben alles selber machen musste, wenn ich etwas erreichen wollte: Ich war ‚denen‘ einfach ausgeliefert, hatte keine Gewalt über mein eigenes Leben.

Klar, wie alle hatte ich einen Vormund. Aber der betreute vielleicht hundert Kinder und wenn er in seinem Bericht schreiben konnte „ich habe zwanzig Mündeln eine Lehrstelle verschafft“, dann war es für ihn und die Behörden schon gut. Als Bursche mit normaler Intelligenz habe ich den Braten aber gerochen. Ich spürte, dass mir niemand schaut, mich niemand betreut und fördert und dass ich mir selber helfen muss.

Am Ende der Schulzeit arbeitete ich, wie üblich im ‚Konfirmandenjahr‘, im Landwirtschaftsbetrieb des Heims. Der *Ätti* suchte mir eine Lehrstelle und er fand sogar eine, als Dreher bei der Rieter. Aber 14 Tage vor Beginn wurde die Stelle abgesagt. Das Sonnenbühl erhielt darauf eine Entschädigung – aber ich nicht ... Da musste ich halt als Handlanger arbeiten: Auf dem Bau, bei der Rieter, im Haldengut. Ich merkte rechtzeitig, dass mein Leben ‚auf der schiefen Bahn‘ war: Überall, wo ich war, habe ich deshalb geschaut, dass ich der Chef bin. Es ist mir wohl angeboren, dass ich der Beste sein will. Und einer, auf den man sich verlassen kann.

Bei der Maschinenfabrik Oerlikon konnte ich dann eine Anlehre im Maschinenbau machen. Dort lernte ich meine spätere Frau Vreni kennen. Sie war von Seen und ihr Vater hatte eine grosse Wagnerei. An den Wochenenden war ich jeweils bei ihr und dort sah ich zum ersten Mal in meinem Leben, wie eine normale Familie funktioniert. Mit 21 Jahren haben wir dann geheiratet. Wir ‚mussten‘ zwar heiraten, aber wir wollten es auch. Und es war schon recht.

Ich war bereits verheiratet, als ich zwei Abende pro Woche in den Englisch- und Französisch-Unterricht ging, denn ich wollte unbedingt zur Polizei: Da ich keine Lehre abgeschlossen hatte, musste ich mich doch *versorgen* – und bei der Polizei war das optimal. Mein Bruder fand allerdings nur, ich spinne.

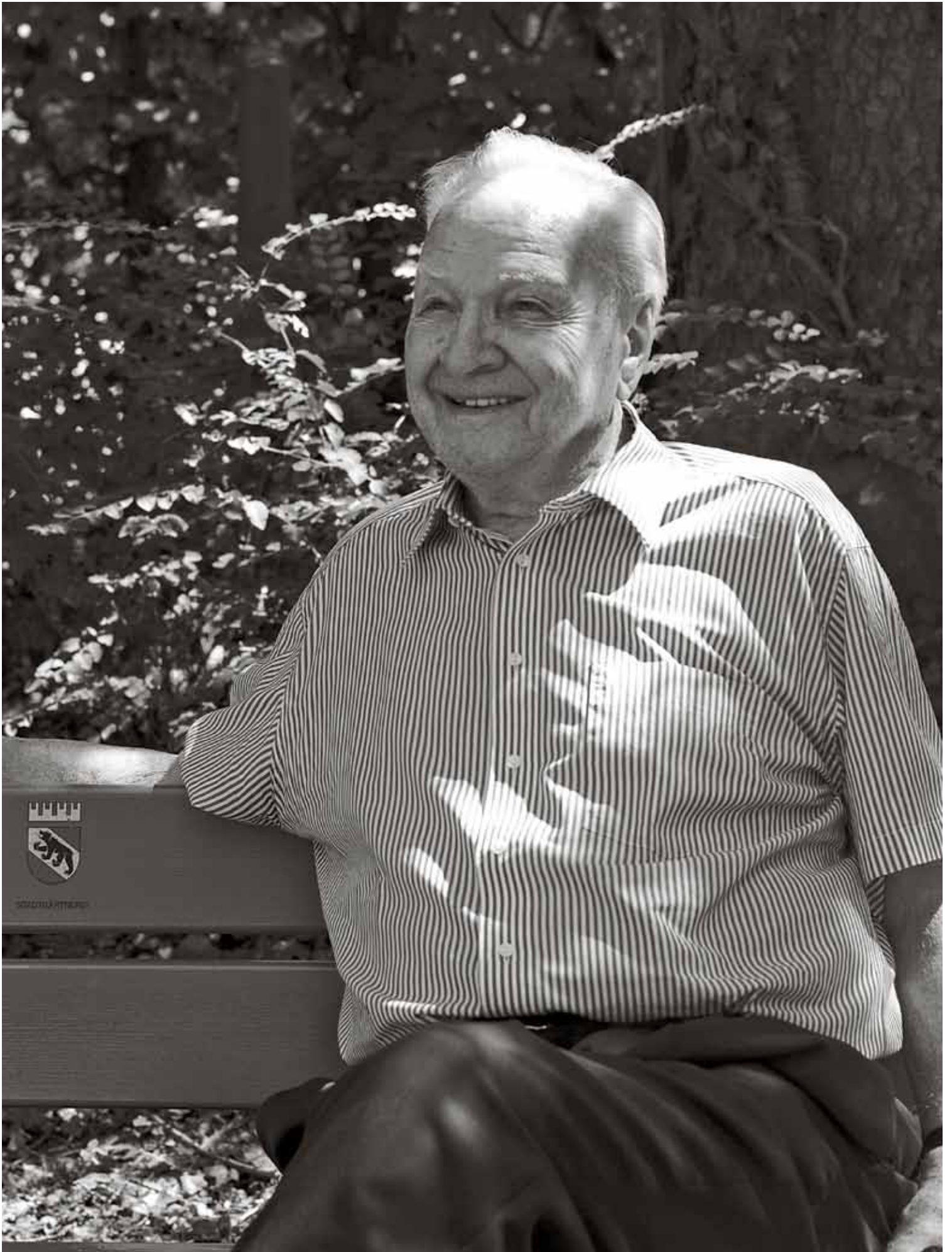
Aber schlussendlich schaffte ich es: Vreni stand schwer auf meiner Seite, sie half und unterstützte mich nach Kräften. Ich habe bei der Kantonspolizei Zürich und der Stadtpolizei Bern die Aufnahmeprüfung gemacht und bestanden. Ich entschied mich dann für Bern und besuchte dort 1946 die Polizeischule, da war ich ein ganzes Jahr in der Polizeikaserne untergebracht. Alle 14 Tage konnte ich im Urlaub nach Hause – aber die Reiserei ging natürlich auch ins Geld.

In meinem Leben wollte ich einfach *fürsi* kommen: Auch in der RS bemühte ich mich mit Teufelskraft, Unteroffizier zu werden. Danach hätte ich auch den Offizier machen wollen – aber das klappte nicht. *Hä nu* – ich war ein Leben lang gerne Polizist und ich habe meinen Weg gemacht: Uniformpolizei, Unteroffizier, Offizier bei der Kriminalpolizei. Daneben war ich achtzehn Jahre lang Dressurleiter der Polizeihunde und internationaler Experte. Ich war kein *inconnu*!

Einmal wurde für den ausserehelichen Sohn einer Schwester meiner Frau ein Heimplatz gesucht. Ihre beiden Brüder wollten ihn partout nicht zu sich nehmen. Da sagte ich: „Ein Heim kommt überhaupt nicht in Frage – ich war dort und weiss, was das bedeutet!“ So verzichteten wir auf ein eigenes drittes Kind, das wir eigentlich geplant hatten, und nahmen ihn zu uns: Er ist wie unser eigenes.

Vor einem Monat bin ich 90 Jahre alt geworden. Ich bin stolz auf meinen Weg und auf unsere wohlgerateten Kinder. Das haben wir alles meiner Frau Vreni zu verdanken, die vor kurzem gestorben ist. Gottseidank konnten wir es noch so lange miteinander geniessen! Das Sonnenbühl hat wenig zu meinem Leben beigetragen: *Ätti* und *Mueti* haben oberflächlich schon gesorgt für einen, aber mit den Gefühlen musste man ganz alleine fertig werden. Einen Groll hege ich trotzdem nicht – ich habe später 38 Ehemaligentreffen organisiert.

EMIL SCHMID
29. JUNI 1922
SONNENBÜHL 1931-1939





DANN MÜSSEN WIR HALT NOCH EINEN TELLER UND EINEN LÖFFEL MEHR HINLEGEN.

Als meine Mutter ihr erstes Kind, meinen älteren Bruder, bekam, war sie 16 Jahre alt. Er wurde ihr bereits nach zehn Tagen im Spital weggenommen und stillen durfte sie ihn auch nicht. Er kam danach in ein Heim für uneheliche Kinder. Mein Vater war damals 23 Jahre alt. Obwohl er zur Vaterschaft stand und sich meine Eltern liebten, durften sie nicht heiraten: „Unehelich und fertig“, hiess es. Die Behörden hatten früher seltsame Ansichten! Am 4. April 1935 wurde meine Mutter 18 Jahre alt und war damit eheberechtigt. Am 25. April heirateten meine Eltern, im Mai kam ich zur Welt ...

Wir älteren Kinder waren öfters bei Grosseltern oder Bekannten untergebracht. Als mein Bruder in die Schule kam, wohnten wir in Bertschikon. Im Frühling 1942 wurde er eines Morgens abgeholt und ins Sonnenbühl gebracht. Mich traf zwei Monate später dasselbe Schicksal: Morgens um 7 Uhr holten mich eine Fürsorgerin und ein Polizist ab wie eine Verbrecherin. Damals war ich sechs. Meine Mutter stand dabei und weinte. Die Behörden rechtfertigten dies damit, dass mein Bruder so ein *Gspänli* habe. Aber ich glaube, sie wollten einfach die Familie kleiner machen. Dabei liebten sich meine Eltern: Sie blieben ein Leben lang zusammen und hatten elf gemeinsame Kinder, jedes Jahr kam eines ... mein Vater sagte jeweils bloss: „Dann müssen wir halt noch einen Teller und einen Löffel mehr hinlegen.“ Ich glaube, meine Eltern wussten gar nicht, wie man verhütet.

In der Heimschule im Sonnenbühl haben wir nicht viel gelernt, denn es gab oft Lehrerwechsel. Schulaufgaben hatten wir kaum. Dafür blieb uns auch gar keine Zeit, denn daneben mussten wir viel arbeiten: Jedes hatte sein Ärbetli, entweder im Haus, in der Flickstube oder auf dem Pflanzblätz. Ab der dritten Klasse hatten wir Nähsschule – da war ich gut und auch sonst war ich eigentlich eine *Schaffige*. Aber ich hatte ständig Hunger, war ein richtiger Fresssack. Und weil ich immer wieder etwas *stibitzte*, war ich in der Küche als Hilfe nicht willkommen.

Einmal stieg ich auf den schönen Birnbaum im Garten des Sonnenbühl, um zu „jagen“. Plötzlich erschallte ein Pfiff: Der Hausvater hatte mich von seinem Büro aus beobachtet und ich musste bei ihm antraben. Er hielt mir eine unglaubliche Standpauke, schlug mich und riss an meinen Zöpfen. Wenn er einmal losliess, konnte er fast nicht mehr aufhören. Heute habe ich den Eindruck, dass er manchmal überfordert war.

Buben und Mädchen waren nur in der Schule und beim Essen zusammen; vor dem Mittag- und dem Abendessen blieb eine halbe Stunde für uns, in der wir Fussball, Versteckis, Völkerball oder Chies-Hockey (Landhockey) spielten. Wir schliefen in getrennten Schlafsälen auf Strohsäcken. Ich war bis in die 5. Klasse Bettnässerin und wurde dafür am anderen Morgen regelmässig von den grösseren Mädchen verprügelt: Sie drückten mir den Strohsack auf Gesicht und gaben mir mit ihren Sandalen auf den Hintern. Die Heimleitung hat davon natürlich nichts bemerkt – und *täderle* konnte man es nicht. Heute mache ich deswegen niemandem einen Vorwurf, für mich ist es vorbei: Jedes musste sich auf seine Art wehren, musste seine Aggressionen oder Ängste loswerden.

Am ersten Sonntag im Monat war Besuchstag. Nur weil eine leicht behinderte Tante zu den Geschwistern schaute, konnten die Eltern uns gelegentlich besuchen. Auf Gesuch durften wir über Weihnachten für zehn Tage nach Hause. Am Anfang hatten natürlich alle eine Riesenfreude, doch bald holte uns die Realität ein... Die Liebe, die trotzdem zwischendurch zum Vorschein kam, trage ich bis heute in mir.

Eigentlich hätte man bis zum 16. Altersjahr im Sonnenbühl bleiben und das so genannte Konfirmandenjahr absolvieren müssen, in dem man dann einfach noch gratis arbeitete. Aber ich konnte bereits 1950 vorzeitig nach Hause, da war ich 15 Jahre alt. Zusammen mit der Hausmutter durfte ich zum ersten Mal in meinem Leben in Winterthur ein Paar eigene Schuhe kaufen. Meine Eltern bezahlten während meiner Heimzeit nie auch nur einen Fünfer „Ihr habt sie uns weggenommen, also zahlen wir auch nichts“, lautete ihre Argumentation. Daran gekoppelt war die anklagende Frage: „Warum ausgerechnet die Grössten, die uns hätten helfen und unterstützen können?“

Weil ich vorzeitig vom Sonnenbühl wegging, wurde ich bei der Lehrstellensuche nicht unterstützt. Deshalb arbeitete ich zuerst ein halbes Jahr lang in einer Fabrik im Rheintal. Dann fand meine Mutter, ich müsse bei einem Bauern „arbeiten lernen“. Ich kam ins Freiburgische, wo ich zwei Jahre lang blieb. Die Bauersleute schickten meinen Zahntag jeden Monat nach Hause – ausser fünf Franken Sackgeld blieb mir nichts. Ich habe dort viel gelernt, das stimmt. Doch die Bäuerin war eine Giftnudel. Und auch sonst ist da noch sehr viel Schlimmes passiert, aber daran will ich gar nicht denken. So war es einfach, früher. Man konnte sich ja nicht wehren.

Später kam ich nach Biel. Meine erste Stelle passte mir nicht, aber dann *preichte* ich einen Bäcker, wo ich es ganz gut hatte. Später lernte ich dort meinen Mann kennen. Er wollte mich schon nach kurzer Zeit unbedingt heiraten, aber ich wehrte mich mit Händen und Füssen. Schliesslich willigte ich ein: Denn Heirat bedeutete damals eben auch Freiheit und Unabhängigkeit von den Eltern. Später, als Mutter und Hausfrau, arbeitete ich nebenbei immer: Ich habe stets gerne angepackt, sei es privat als exakte Putzerin, sei es bei verschiedenen Firmen.

Mein Partner Romwald Meier war auch im Sonnenbühl, von da kennen wir uns. Er war ein kleiner, zarter Bub und ich schon eine Grosse. Ich habe immer ein bisschen zu ihm geschaut. In Biel sind wir uns wieder begegnet, wohnten auch zusammen. Doch weil es manchmal etwas harzte, leben wir heute lieber in getrennten Wohnungen – aber immer noch nahe beieinander.

Nach allem was war: Am Schluss hatte ich eine Familie. Meine grösste Freude ist meine Enkelin, die ich zwölf Jahre lang gross gezogen habe. Heute ist sie 17 Jahre alt und gut geraten. Das ist so eine Befriedigung für mich ... Ob ich ihr wohl das gegeben habe, was ich selber vermissen musste?

ALICE RÜFENACHT
23. MAI 1935
SONNENBÜHL 1942-1950

ROMWALD MEIER
13. MÄRZ 1938
SONNENBÜHL 1945-1954



EINES TAGES VERREISTE MEIN VATER. ER KAM NIE MEHR ZURÜCK.

Mein Vater spielte beim Fussballclub Mendrisio, deswegen waren wir ins Tessin gezogen. Eines Tages reiste er wegen eines neuen Vertrags nach Zürich, wo er auch nach einer Wohnung Ausschau halten wollte. Aber er kam nicht mehr zurück ... Darauf entzog man Vater und Mutter die elterliche Gewalt. Wir sieben Kinder wurden auseinander gerissen und an verschiedenen Orten untergebracht; bis heute haben wir deswegen keine tiefere Beziehung zueinander. Dabei hätte man ja auch die Mutter finanziell unterstützen können, damit sie uns aufziehen kann.

Meine älteste Schwester und ich kamen zuerst zu einer Familie. Ich war damals fünf Jahre alt, meine Schwester war neun. Die beiden Ältesten und den jüngsten Bruder (er war erst einjährig) steckte man in ein Kinderheim im Appenzellischen, zwei Geschwister wurden nach Widen bei Bremgarten verfrachtet. Danach wurden meine Schwester und ich bei zwei verschiedenen Familien in Bülach untergebracht.

Während sie eine ‚gute‘ Familie erwischte und dort bleiben konnte, kam ich bald zu meinen jüngeren Geschwistern in ein Heim nach Zurzach. Ich war damals etwa acht Jahre alt und kam gerade in die zweite Klasse. Das war bereits die dritte Station – wir blieben rund fünf Jahre in Zurzach. Es war ein schlimmes Heim: Dort haben wir mehr Schläge bekommen als Essen.

Obwohl unsere Mutter eigentlich nichts mehr zu sagen hatte, wehrte sie sich immer vehement für uns. Sie liebte uns abgöttisch und besuchte uns auch. Wenn sie uns am Ende eines Besuches zum Abschied küsste, wurden wir danach von der Heimleiterin gezwungen, uns im Badezimmer mit einem rauhen Schwamm den Mund zu fegen. Eine Stunde lang, bis aufs Blut. Neben vielen Schlägen mit dem Teppichklopfer war das etwas vom Schlimmsten – aber wir konnten es der Mutter nicht sagen. Trotzdem hiess es irgendwann, dass wir von dort wegkommen.

Ich war etwa 12 Jahre alt, als ich mit meinen jüngeren Schwestern und Brüdern ins Sonnenbühl kam. Dort waren etwa dreissig bis vierzig Mädchen und zwischen fünfzig und sechzig Buben. Als wir eintrafen, wurden wir zuerst ärztlich untersucht. Man stellte fest, dass wir alle völlig unterernährt waren. Ich kann mich noch so gut daran erinnern! Dann bekamen wir unser Nachtessen: Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie so viel Essen auf meinem Teller gehabt wie damals. Wir konnten das gar nicht alles aufessen ...

Wir wurden sehr gut aufgenommen. Weil wir der Mädchen- bzw. der Bubenabteilung zugeteilt wurden, sahen wir Geschwister uns allerdings relativ selten, denn alles war sehr getrennt, ausser während der Essenszeiten und in der Schule. Am Vormittag hatten wir bis 11.45 Uhr Unterricht, dann gab es Mittagessen. Wir mussten natürlich beim Abräumen und Abwaschen helfen: Dafür standen zwei, drei riesige Tröge bereit. Selbstverständlich machten wir alles von Hand. Seltsamerweise haben wir uns jeweils um den Abwasch gerissen, denn wir sangen dabei und die Köchin besass auch ein Radio.

Am Nachmittag hatten wir wieder Schule und anschliessend gab es zuerst Zvieri, dann Ämtliverteilung: Für die Burschen Stallarbeit, für uns Mädchen Haushalt, Nähen, Flicker. Es gab immer genug zu tun! Wir Mädchen hatten striktes Verbot, in die Scheune oder in den Stall zu gehen. Nur einmal habe ich vom Vater Bürgi eine Ohrfeige bekommen, mit etwa 14 Jahren. Ich finde, sie war nicht verdient, denn eine Kollegin hatte mich zuvor provoziert und ich habe sie daraufhin geschlagen.

Mit dem Tanti, der Frau des Hausvaters, die ebenfalls im Heim mithalf, hatte ich es besonders gut: Weil ich Gärtnerin werden wollte, durfte ich ihr oft im Garten helfen.

Eines will ich noch betonen: Ich habe das ganze Leben nie so schöne Weihnachten erlebt, wie im Sonnenbühl! Es war immer ein Riesenfest, es wurde gesungen und musiziert. Vier- oder sechshändig spielten wir Klavier, es gab etliche Flöten und Geigen – wir hatten ein richtiges, kleines Hausorchester. Auch das Komitee kam. Die Tische waren schön gedeckt und geschmückt, wir hatten einen Christbaum bis zur Decke. Und es gab für jedes Kind ein Geschenk: Etwas, das man sich zuvor beim Samichlaus wünschen konnte. Diejenigen, die vor der Konfirmation standen, erhielten einen Koffer – als Zeichen des nahenden Abschiedes.

Im Sonnenbühl hat man mir geholfen, eine Lehrstelle zu finden. Doch zunächst ging ich für ein Haushaltjahr nach Frauenfeld. Während dieser Zeit konnte ich in Winterthur die Berufsberatung besuchen. Ich schwankte noch zwischen Floristin und Schreinerin – aber man fand, das Schreiner sei nichts für eine Frau. Ich hätte unter mehreren Floristinnen-Lehrstellen wählen können, doch nach meiner Probeweche in St.Gallen erhielt ich bereits die Zusage. Während der Lehre wohnte ich in einem Mansardenzimmer meines Lehrbetriebs, das ich mit meiner Oberstiftin teilte.

Mit 18 Jahren lernte ich meinen zukünftigen Mann kennen, den ich später auf seinen Montagereisen begleiten durfte. So kam ich für sechs Monate nach Bulgarien, 1968 ein erstes Mal nach England. Das zweite Mal, 1969, waren wir schon verheiratet und 1970 wurde unsere Tochter dort geboren. In Frankreich waren wir zwei Monate, in Österreich vier Monate. Danach wurde es ruhiger, drei Jahre später kam unser erster Sohn, weitere drei Jahre später der zweite Sohn zur Welt. Nach dreissig Jahren ging die Ehe in die Brüche.

Später arbeitete ich lange im Sântispark Abtwil als Chefin der Blumenabteilung. Vor fünf Jahren konnte ich das Blumengeschäft *Blüetetraum* übernehmen. Rückblickend habe ich ein gutes Leben gehabt: Ich habe ganz tolle Kinder und ein eigenes Geschäft, in dem ich von Tochter und Schwiegertochter unterstützt werde.

**BEATRICE
BISCHOFF-HUNZIKER
2. SEPTEMBER 1947
SONNENBÜHL 1959-1963**

ICH WOLLTE ALS GESAMTLEITER EINEN KOMPLETTEN NEUBEGINN MIT NEUEN MITARBEITENDEN

Anfang der Siebziger Jahre erhielt ich vom Heimverein eine Anfrage, ob ich die Leitung des Kinderheims Sonnenbühl übernehmen wolle. Ich war nicht gerade begeistert: Das Heim steckte damals in einer Krise, denn Heimvater Bürgi hatte den Betrieb über 40 Jahre stark geprägt. Seinem Nachfolger war darauf – wenig verwunderlich – der Turnaround nicht gelungen: Das Heim war nur noch schwach belegt und hatte auch nicht den besten Namen. Deshalb zögerte ich anfänglich und stellte meine Bedingungen: Ich wollte einen kompletten Neubeginn mit neuen Mitarbeitenden.

Dazu muss man wissen, dass zu jener Zeit die gesamte Sozialpädagogik und auch die Heimszene im Umbruch waren. Da gab es etwa die „Heimkampagne“, die forderte, dass man „die Kinder aus den Heimen holen“ solle. So weit ging ich nicht, aber ich wollte den Betrieb natürlich nach neuesten Erkenntnissen umgestalten. Und erstaunlicherweise gab es auch im Verein Sonnenbühl Leute, die offen für neue Ideen waren. Und so trat ich schliesslich, gemeinsam mit meiner Frau, im Oktober 1972 die Stelle an. Es waren 20 Kinder im Sonnenbühl. Personal war praktisch nicht vorhanden und wenn, dann hatte es keine entsprechende Fachausbildung. Das würde ich heute nicht mehr machen, das war sehr schwierig!

Gemeinsam mit dem Jugendpsychiater und Dozenten Heinz Herzka und weiteren Fachpersonen wurde ein neues Konzept erarbeitet: Wir wollten dem Heim neue Strukturen und eine andere Ausrichtung geben. Die Zeit war günstig, Dank der Aufbruchstimmung war auch der Kanton offen dafür. Doch den Projekten standen die baulichen Gegebenheiten des alten Sonnenbühl im Wege: Alle Zimmer waren über einen einzigen langen Gang erschlossen, es gab keine individuellen, kleinräumigen Strukturen. Eine Modernisierung wäre teurer geworden als ein Neubau. Zudem fehlte dort oben, wo sich Füchse und Hasen gute Nacht sagen, ein soziales Umfeld, als „Übungsgelände“ für die soziale Integration unserer Kinder.

Unser Glück war, dass wir – zunächst als Übergangslösung – in Elgg etwas fanden und die Gesundheitsdirektion, die dringend einen Standort für eine Drogenklinik suchte, am Sonnenbühl interessiert war. Als sich in Andelfingen noch eine Alternative abzeichnete, waren wir von unserem Provisorium in Elgg aber bereits so überzeugt, dass wir daran festhielten, es kauften und blieben.

Weshalb ich überhaupt Heimpädagoge wurde? Zunächst besuchte ich in Schiers das Lehrerseminar, darauf war ich zwei Jahre lang Lehrer in Aesch BL. Meine spätere Frau arbeitete als Heimerzieherin in Reinach BL, wodurch mein Interesse geweckt wurde. Nach etwa zwei Jahren in der Kinderpsychiatrischen Beobachtungsstation in Langenbruck absolvierte ich das Heilpädagogische Seminar in Zürich und arbeitete anschliessend gut vier Jahre lang als Lehrer im Heim der Zürcher Pestalozzi Stiftung in Knonau, das damals nach neuesten Erkenntnissen geführt wurde.

Einerseits war es also meine Partnerin, die mir das Heimwesen näher brachte. Aber prägend für meine berufliche Entwicklung war sicher auch, dass ich selber vaterlos bei Mutter und Grossmutter aufgewachsen bin. Ich habe mich diesen Kindern immer zugewendet gefühlt. Zudem fand ich nach meinen ersten beiden Lehrjahren: „Soll ich nun vierzig Jahre lang Kindern das 1x1 beibringen?“ Mich interessierte die Person des Kindes immer stärker, als seine Ausbildung.

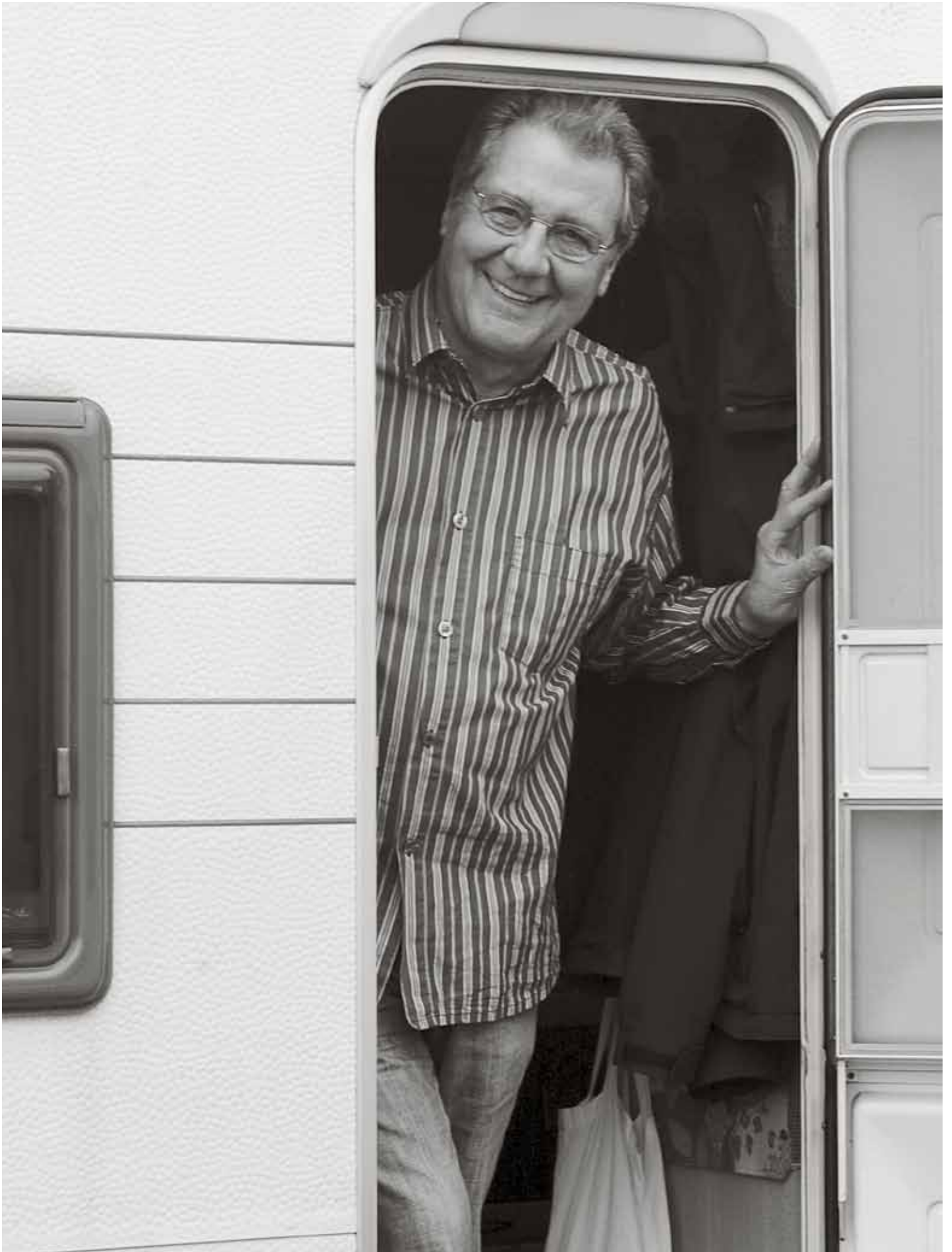
Eigentlich hatte ich mir zum Ziel gesetzt, nach zehn Jahren wieder etwas anderes zu machen. Aber die Institution „Schulheim Elgg“ veränderte sich ständig – und diese Entwicklung war spannend. Sie faszinierte mich so sehr, dass ich schlussendlich bis zu meiner Pensionierung über 35 Jahre lang dort blieb. Fast 700 Kinder haben in dieser langen Zeit meinen Weg gekreuzt – eine ganze Reihe davon aus sehr schwierigen Situationen, aus fremden Kulturen und teilweise auch aus gewalttätigen Milieus.

Der Abschied fiel mir nicht ganz leicht: Es war mein Kind, wie konnte ich es verlassen? Gleichzeitig hatte ich das Bedürfnis, etwas Neues zu erleben, und der Zirkus faszinierte mich schon seit jeher, ich besuchte ihn immer wieder. Ein Freund vermittelte mich schliesslich zum Zirkus Nock: Eine Woche nach meiner Pensionierung war ich schon hier! Mein Job sind die Finanzen, also das Kassenwesen, die Löhne und so weiter, aber ich arbeite nur etwa 50 Prozent. Und von den körperlichen Arbeiten wie dem Zeltaufbau, bei dem normalerweise alle mithelfen müssen, bin ich dispensiert.

Heute habe ich mit dem Heimwesen abgeschlossen. Und ich habe nicht das Gefühl, meinem Kind gehe es schlecht. Auch die realen Kinder fehlen mir nicht. Anfänglich war ich ja noch sehr an der Front, mit Schulunterricht und Wohngruppenbetreuung. Und obwohl natürlich jede einzelne Schülerin, jeder Schüler, jeder Mitarbeiter über mein Pult „lief“, war ich am Schluss nicht mehr der handelnde Pädagoge: Mit 48 Kindern und Jugendlichen und etwa gleich vielen Betreuungspersonen waren die letzten 10 bis 15 Jahre eher eine Management-Aufgabe. Und ab Mitte Fünfzig war ich – ehrlich gesagt – auch froh, dass ich nicht mehr in die Lager oder Tschutten gehen musste ...

Ob es Parallelen in der Zirkuswelt gibt? (Lacht) Ja klar, hier hat es auch schwierige Leute, aus vielen Kulturen und von allen Kontinenten. Mein Hintergrund half mir schon, dazu den Zugang zu finden. Vier Jahre bin ich nun beim Zirkus dabei. Ob ich noch eine Saison machen werde, ist offen. Aber man sagt ja: „Wer einmal Sägemehl an den Schuhen hat ...“ Dieses Herumzigeunern ist auch wirklich schön: Von Genf bis St. Moritz, von Chiasso bis Basel kommt man an viele Orte – auch kleinere – und ich habe aufgrund meines besonderen Status auch die Zeit, mir diese in Ruhe anzuschauen.

HERMANN BINELLI
HEIMLEITER
25. FEBRUAR 1943
SONNENBÜHL 1972-1977
SCHULHEIM ELGG 1977-2008





DER VATER WAR VERSCHWUNDEN, MEINE MUTTER ARBEITETE UND KÜMMERTE SICH UM NICHTS

Meine Eltern waren klassische Immigranten. Sie stammen beide aus La Coruña in Nordspanien und kamen 1969 als Gastarbeiter in die Schweiz. Mein Vater arbeitete als Lastwagenchauffeur, meine Mutter in einer Spinnerei in Turbenthal, wo wir auch wohnten. Ich bin zwar hier geboren, wurde aber mit sieben Monaten nach Spanien gebracht, wo meine Grossmutter für mich sorgte. Nach ihrem Tod kam ich als Fünfjährige zurück in die Schweiz – zu zwei inzwischen geborenen, mir fremden Geschwistern, einer überforderten Mutter und einem Vater, der trank.

Meine Eltern hatten sich alles viel einfacher vorgestellt: In der Schweiz funktioniert alles und man kann viel Geld verdienen, das war ihr Bild. Doch mein Vater kam hier mit dem Leben nicht zurecht, er suchte Zuflucht im Alkohol und wir litten schwer darunter. Als ich aus Spanien zurückgeholt wurde, sprach ich kein Wort Deutsch und kam in eine ‚neue‘ Familie. Dazu die Probleme mit dem Vater ... Im Kindergarten war ich entsprechend ein schwieriges Kind, wehrte mich buchstäblich mit Händen und Füssen, indem ich manchmal auch dreinschlug. Aus meiner heutigen Sicht – auch als Mutter – finde ich das angesichts der Umstände eine ‚normale‘ Reaktion. Am schlimmsten war mein Bruder. Weil ich nur ein Jahr älter bin, waren wir im gleichen Kindergarten. Doch er war keine Unterstützung, sondern eine fremde Person: Statt mir zu helfen, hat er mich konkurrenziert und ausgestossen.

Es gab null Führung und irgendwann eskalierte alles: Der Vater war verschwunden, meine Mutter arbeitete und kümmerte sich um nichts, schon gar nicht um unsere Erziehung. Ich musste einkaufen, Windeln wechseln, putzen, kochen – und war völlig überfordert. Nach etwa anderthalb Monaten schaltete die Kindergärtnerin die Fürsorgebehörden ein und ich kam nach Winterthur zu einer wunderbaren Pflegefamilie, mit der ich heute immer noch eng verbunden bin.

Dort besuchte ich Kindergarten und Primarschule. Jedes zweite Wochenende sollte ich ‚nach Hause‘. Doch das klappte nicht, es gab oft *Lämpje*. An den Wochenenden ‚zu Hause‘ war ich die Putzfrau – doch nichts konnte ich recht machen, wir hatten immer Streit. Einmal wollte ich ‚meine‘ Familie besuchen, doch es war niemand da: Da fragte mich eine Nachbarin, ob ich denn nicht wisse, dass sie umgezogen sei?

Zoff gab es auch zwischen meiner Mutter und meinen Pflegeeltern immer wieder. Irgendwann, Ende Mittelstufe, ertrug es meine leibliche Mutter nicht mehr. Es belastete sie zu sehr und sie brachte mich ins Schulheim Elgg. „Würde es Dir da gefallen?“, fragte sie mich. Und ich antwortete: „Habe ich denn eine andere Wahl?“ Am Anfang war das ganz schlimm, meine Pflegemutter musste sogar den Kontakt abbrechen, weil sie keine andere Lösung durchsetzen konnte und Schuldgefühle wegen des Heims hatte. Doch auch ich litt: Ich empfand es als Abschiebung. Und das Schlimmste daran ist, dass man sich selber die Schuld daran gibt. Das ist es, was man im Leben verarbeiten muss.

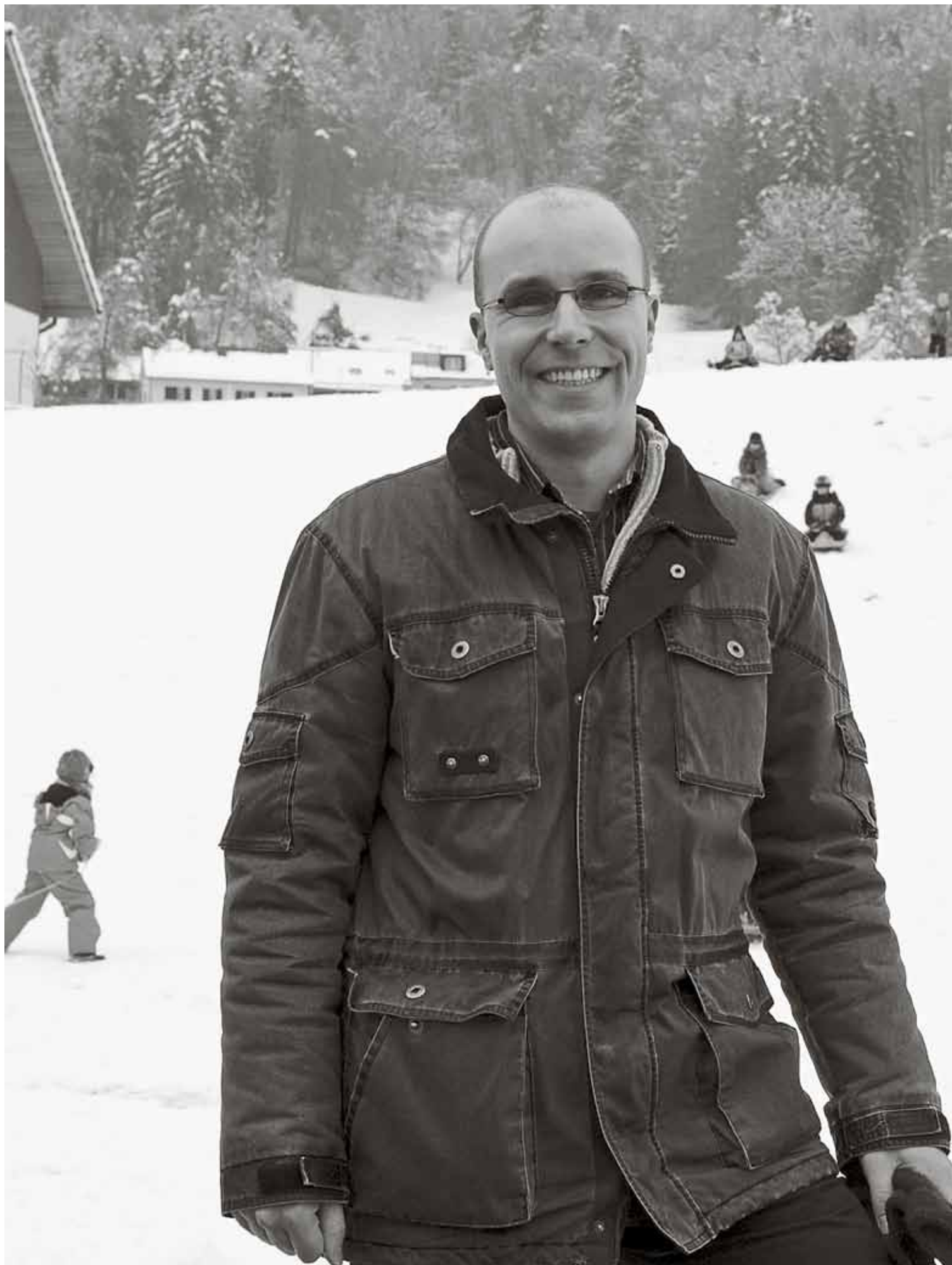
Schlussendlich aber hatte ich es in Elgg gut und ich war auch gerne dort. Für mich war es wie eine Arche Noah: Meine leibliche Mutter hat mir viel angetan, seelisch und körperlich. In Elgg war ich integriert, hatte ein eigenes Zimmer, war selbständig. Wir hatten auch einen guten Leiter, der stets hinter mir stand und mich nie aufgab. Ich fügte mich, weil ich wusste: Wenn ich mich an die Regeln halte, habe ich meine Ruhe. Glück hatte ich auch mit meiner Fürsorgerin, den Pflegeeltern, den Erziehern. Natürlich war ich auch mal *auf Kurve*, denn Veränderungen und Wechsel – gerade von Erziehern und Bezugspersonen – ertrug ich schlecht.

Da Anfang der 80er-Jahre fast keine Mädchen im Heim waren, habe ich in diesem Bubenumfeld eine etwas raue Art entwickelt. Ist ja klar: Alle haben ihre Probleme, stecken in der Pubertät – und ich bot ihnen auch viel Angriffsfläche. Kürzlich sagte mir ein anderer Ehemaliger: „Du warst halt das optimale Opfer!“ Da hat er vielleicht Recht: Ich war und bin ein sehr sensibler Mensch. Aber zugleich bin ich – von meiner spanischen Herkunft wie vom Horoskop her – auch ein Stier: Wenn es mir reichte, senkte ich meine Hörner und dann *häts gchlöpft*. So habe ich mir Respekt verschafft und auch meine Position gefunden. Ich habe so viel erlebt, wenn ich denke, wo ich heute stehe ...

Als ich keine Lehrstelle fand, besuchte ich zur Überbrückung ein Jahr lang eine Handelsschule. Ich schloss sie nicht ab: Ich muss klare Ziele sehen, sonst wird es schwierig ... Doch dann fand ich eine Lehrstelle als Verkäuferin bei Coop und hatte ein Riesenglück: Ich hatte gute Lehrer und eine Superlehrmeisterin, die mich behandelte wie ihre eigene Tochter. Ich kann und will schon arbeiten, wenn man mir den Rücken stärkt! Nach der Schule wohnte ich in der Lehrlingswohngruppe in Guntershausen und als ich mit 18 aus dem Heim austreten musste, mietete man für mich eine kleine Wohnung. Ich war früh selbständig und vernünftig, so dass das schon ging. Trotzdem machte der Hausverwalter Probleme und so erhielt ich ganz am Schluss als Notlösung im Schulheim eine richtige Dreizimmerwohnung mit Terrasse. Da waren alle neidisch! Ich verstand es als Bonus für mein Wohlverhalten – ich rauchte und trank ja nicht. Nur die pubertierenden Jungs musste ich mir manchmal vom Leibe halten ... schlimmstenfalls mit Gewalt!

Der Absprung nach der Lehre in mein eigenes Leben gelang mir eigentlich recht gut. Ich arbeitete zunächst noch weiter bei Coop und hatte meine Wohnung. Bloss beim Umgang mit dem Geld gab es anfänglich noch etwas Probleme: Ich machte Schulden. Irgendwann nahm ich meine Selbstverantwortung wahr, ging aufs Sozialamt und bat um eine Schuldensanierung. Seither lebe ich zufrieden. Sowieso, seit 2003 mein Sohn Ramòn geboren wurde. Durch meine Geschichte bin ich standhaft geworden, mich kann so leicht nichts umhauen. Und wenn ein Problem auftaucht, dann löse ich es. Meine Geschichte ist auch der Grund, wieso ich heute als selbständige Spielgruppenleiterin tätig bin. Durch das Erlebte habe ich ein grosses soziales und pädagogisches Wissen und Denken, das ich in meinem Beruf gerne weitergebe.

**CARMEN
KÖGLER-GONZALEZ**
10. MAI 1970
SCHULHEIM ELGG 1983-1990



KEIN VERTRAUEN, DAS WAR EIN PRÄGENDES MERKMAL MEINES DAMALIGEN LEBENS

Meine Eltern waren typische 70er-Jahre Hippies. Sie lebten in einer „Kiffer-WG“ in der Nähe von Zug und hatten reiche Erfahrung mit Drogen. Als ich etwa sieben Jahre alt war gab es immer öfter Streit zwischen ihnen, der Haushalt wurde vernachlässigt und es ging auch um Geld: Nachdem sie es einige Zeit unter Kontrolle gehabt hatten, landete zunächst meine Mutter wieder bei den Drogen, ein wenig später auch mein Vater. 1989 kam es zur Scheidung. Während mein mittlerer Bruder beim Vater blieb, wurden der Jüngste und ich der Mutter zugesprochen.

Danach zogen wir nach Turbenthal, obwohl meine Mutter zu diesem Dorf keinen Bezug hatte. Ich glaube, sie wollte einfach möglichst weit weg. Sie jobbte zwar im Gastgewerbe, aber sie kam von den Drogen nicht los: Immer wieder verschwand sie für einen Nachmittag. Dann ging sie auf den Platzspitz nach Zürich. Manchmal nahm sie mich mit, setzte mich auf eine Bank und sagte: *Ich chume grad wider zrug*, dann liess sie mich dort stundenlang warten ...

Oft hatte ich als Älterer auch die Verantwortung für meinen Bruder zu übernehmen, was mich sehr belastete. Irgendwann kontaktierte meine Mutter das Jugendsekretariat: Sie hatte sich eingestanden, dass sie die Situation nicht mehr im Griff hatte. Als Übergangslösung kam ich zu einer Pflegefamilie, die in einem grossen Bauernhaus wohnte und zwei Söhne in meinem Alter hatte. Für mich war es dort wie auf einem Abenteuer-spielplatz ... Weil sich die Pflegemutter beruflich veränderte, war der Traum nach einem halben Jahr zu Ende. Es folgten eine ganze Reihe von Pflegefamilien – doch immer war nach relativ kurzer Zeit wieder Schluss. Für mich war das unglaublich frustrierend, denn ich wollte mal irgendwo auf Dauer zu Hause sein. Diese ständigen Wechsel reihten sich in die Reihe der Vertrauensbrüche meiner Eltern, welche als Junkies die meisten Abmachungen und Termine nicht einhielten: Kein Vertrauen, das war ein prägendes Merkmal meines damaligen Lebens.

Schliesslich kam ich ins Schulheim Elgg. Am Anfang hatte ich Mühe, denn ich war feinfühlig, die anderen Jungs hingegen sehr rüpelhaft: Es ist so ein Kampf im Heim, dabei wäre das doch gar nicht nötig! Die ganzen sechs Jahre war ich in der Aussenwohngruppe Hagenbuch untergebracht. Da ich nach meinem Eintritt zunächst die interne Sonderschule D besuchte, musste ich immer mit dem Bus nach Elgg. Ich litt sehr darunter und für mich war klar, dass ich die 6. Klasse und die Sekundarschule unbedingt in der öffentlichen Schule machen wollte, was vom Schulniveau kein Problem war, aber emotional ... In die Sek schaffte ich es dann prüfungsfrei und nachdem ich das erste Jahr wiederholt hatte, waren die folgenden drei Oberstufenjahre in derselben Klasse die beste Schulphase meines Lebens. Auch wenn ich im Schulheim mit „Streber“, in der Schule als „Heimschüler“ gehänselt wurde – ich hatte meinen Platz gefunden und war akzeptiert.

Auch in der Wohngruppe war ich mit der Zeit etabliert und hatte gelernt, mich zu wehren: Ich war zwar verhaltensauffällig, aber eigentlich kein Heimfall – ich hatte einfach keine Pflegefamilie gefunden. Das blieb auch eine der grösseren Herausforderungen, denn ich konnte an den Wochenenden nicht nach Hause gehen: Es fehlte mir die Zugehörigkeit – zu einer Familie, zu einem „Zuhause“. Stattdessen besuchte ich im Turnus zwei Wochenend-Pflegefamilien und meine Grossmutter, die auch sonst ein wichtiger Ankerpunkt in meinem Leben war. Aber auch wenn sie an mich glaubte, mich immer stärkte und motivierte: Die ständigen Wechsel der Bezugspersonen machten mir schon sehr zu schaffen.

Als Vorteil des Schulheims sehe ich heute die Erziehung zur Selbständigkeit: Mit 12 Jahren machte ich meine Wäsche selber und verwaltete mein Geld allein. Als ich mit 16 das Schulheim verliess, war ich extrem selbständig. Vor den halbjährlichen Standortbestimmungen mit bis zu sieben Erwachsenen – wie Schulleiter, Lehrern, Vormund – hatte ich zwar immer den Bammel, doch sie waren auch eine Hilfe zur Selbstreflexion: So habe ich gelernt, Konflikte offen anzusprechen und zu bewältigen. Negativ an meiner Geschichte ist, dass meine emotionale Belastbarkeit viel kleiner war und ist: Es braucht weniger, bis ich an meine Grenze komme; für mich ist das Leben ein Auf und Ab.

Ich machte bei Rieter eine vierjährige Maschinenzeichner-Lehre, die ich im Jahr 2000 abschloss. Während dieser Zeit wohnte ich im Lehrlingsheim, in verschiedenen WGs und kurze Zeit auch mit meinem Vater zusammen, was leider nicht gut ging. 1998/1999 erlebte ich eine einschneidende Wende in meinem Leben: Anlässlich eines Kongresses in Holland hatte ich meine persönliche Begegnung mit Gott, durch die mein Leben eine ganz andere Wendung nahm. Es war wie ein Befreiungsschlag: Ich fand einen Freundeskreis, Geborgenheit, Zugehörigkeit. Deshalb besuchte ich nach der Lehre in Deutschland eine Jüngerschafts-Schule. Danach leistete ich sozialdiakonische Einsätze in Neuseeland und auf Fidschi, wo ich auch meine Frau kennenlernte. 2006 und 2008 kamen unsere Kinder Elias und Nora zur Welt.

Seit sieben Jahren arbeite ich als Konstrukteur in einer Maschinenbau-firma in Winterthur, daneben engagiere ich mich in der Arbeitnehmervertretung sowie natürlich in unserer Kirchgemeinde, wo ich mich für die Kinder einsetze. Die Kindererziehung ist eine Aufgabe, an der ich ständig arbeite, denn ich will es anders machen: Ich will Gutes ermöglichen, aufs Leben vorbereiten, den Kindern mehr emotionale Kapazität geben. Ich möchte, dass sie stärker werden, als ich selber es war. Ich möchte, dass der Leidenskreis unserer Familie endgültig durchbrochen wird.

MATHIAS VON FLÜE
27. MAI 1979
SCHULHEIM ELGG 1990-1996





SCHULE

In unserer Schule werden Jugendliche sonderpädagogisch gefördert, die aufgrund von Lern- und Verhaltensauffälligkeiten in der Volksschule keinen Platz finden.

In unserem modernen Schulhaus unterrichten acht Lehrkräfte und drei Arbeitsagogen insgesamt 34 Schülerinnen in einer Mittelstufen- und drei Oberstufenklassen. Schöne, helle Klassenräume sowie zwei Werkräume und ein Atelier für kreatives Arbeiten stehen ihnen zur Verfügung. Der Stundenplan konzentriert sich auf die Fächer Deutsch, Mathematik, Sport, Musik, kreatives Gestalten und Werken. Je nach Interesse können die SchülerInnen verschiedene Wahlfächer belegen, ausserdem finden immer wieder Projektwochen statt.

Die SchülerInnen werden individuell gefördert und arbeiten eng betreut in kleinen Gruppen, so dass sich im besten Fall wieder Erfolg in der Schule und Freude am Lernen einstellt. Aber nicht nur die schulische Bildung ist uns wichtig, sondern auch die Vermittlung von allgemein gültigen Werten wie Pünktlichkeit, Anstand und Verlässlichkeit. Jugendliche, die keiner besonderen Schulung bedürfen, besuchen die öffentliche Volksschule. Das Schulheim Elgg bietet dafür sechs Wohnplätze an.



ARBEITSAGOGIK

Das Schulheim Elgg bietet für Jugendliche mit einer sehr belasteten Schullaufbahn ein individuelles arbeitsagogisches Lernprogramm in Werkstätten und der Küche an.

Häufig sind Jugendliche, die ins Schulheim Elgg eintreten, schulmüde, entmutigt und frustriert. Für sie ist die Arbeitsagogik eine ideale Lösung. Bei der praktischen Arbeit in unseren drei Werkstätten und in der Küche zeigen sich manchmal oft ungeahnte Fähigkeiten und Talente und – sehr zentral – der Erfolg ist sichtbar! Ganz nebenbei werden dabei wichtige soziale und schulische Fähigkeiten trainiert, so dass die Jugendlichen auch wieder für den Schulbesuch motiviert werden können. So sind z.B. in der Küche beim Umsetzen eines Rezeptes Lese- und Rechenfertigkeiten, Genauigkeit und Sauberkeit gefragt.

In den Werkstätten entstehen praktische und fantasievolle Produkte aus Holz, Metall und anderen Materialien, zudem werden Auftragsarbeiten jeglicher Art ausgeführt. Seit 2011 verfügt das Schulheim Elgg über eine Reparaturwerkstatt für die heimeigenen Fahrräder. In Bezug auf die Berufswahl bieten die Arbeitsagogen den SchülerInnen gezielt Trainingseinheiten und sie sind auch aktiv am Berufsbildungsprozess beteiligt.







IMMER IST ETWAS LOS...

Das Freizeitangebot im Schulheim Elgg ist vielseitig, abwechslungsreich und erfreut sich bei den Jugendlichen grosser Beliebtheit.

Fussball- oder Badmintontraining, Einzelunterricht für Gitarre und Schlagzeug, Ausflüge mit dem Bike, Schach, Reiten, Proben mit der heiminternen Band ... das sind nur einige von vielen Möglichkeiten, damit jeder Jugendliche eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung findet, die ihm auch Spass macht. Dabei ist es uns wichtig, dass die Jugendlichen nicht nur konsumieren, sondern auch Durchhaltevermögen beweisen. Nur so ist ein echtes, das Selbstvertrauen stärkendes Erfolgserlebnis garantiert. Der Besuch von Kursen und auch das Mitmachen in Vereinen wird von uns sehr unterstützt: Die Jugendlichen sollen sich, wenn möglich, auch im Dorf integrieren.

In den Ferien werden regelmässig themenbezogene Lager organisiert. Dabei lernen die Jugendlichen weitere, neue Aspekte des Lebens kennen. Ausserdem wird der Heimaltag immer wieder mit festlichen Anlässen aufgelockert, wozu jeweils auch Angehörige sowie Nachbarn und Freunde des Schulheims eingeladen sind.







AUFSUCHENDE FAMILIENARBEIT

Oft kann eine Heimplatzierung durch frühzeitige ambulante Unterstützung verhindert werden. Deshalb bieten wir seit 2011 aufsuchende Familienarbeit an.

Kinder, die gemobbt werden, die Lernprobleme haben, die einsam und traurig sind, die alles verweigern, die stehlen und Gewalt ausüben – das alles kann die Ursache für eine massive Überforderung der Familie sein. Genau in solchen Situationen kommt die Familienarbeiterin zum Einsatz. Sie klärt im Gespräch mit allen Beteiligten, was verändert werden soll und unterstützt die Eltern gezielt in ihren erzieherischen Fähigkeiten, so dass wieder ein geregelter Tagesablauf möglich wird und klare Abmachungen eingehalten werden.

Weiter knüpft die Familienarbeiterin Kontakte mit dem Umfeld (Nachbarn, Schule, Verwandte) und organisiert beispielsweise einen Mittagstisch oder Nachhilfestunden. In Notsituationen ist sie jederzeit telefonisch erreichbar. Der Einsatz ist zeitlich befristet, in der Regel sollte die Familie nach maximal sechs Monaten den Alltag wieder aus eigener Kraft bewältigen. Im Schulheim Elgg besteht das Angebot auch bei Rückplatzierungen in die Familie.



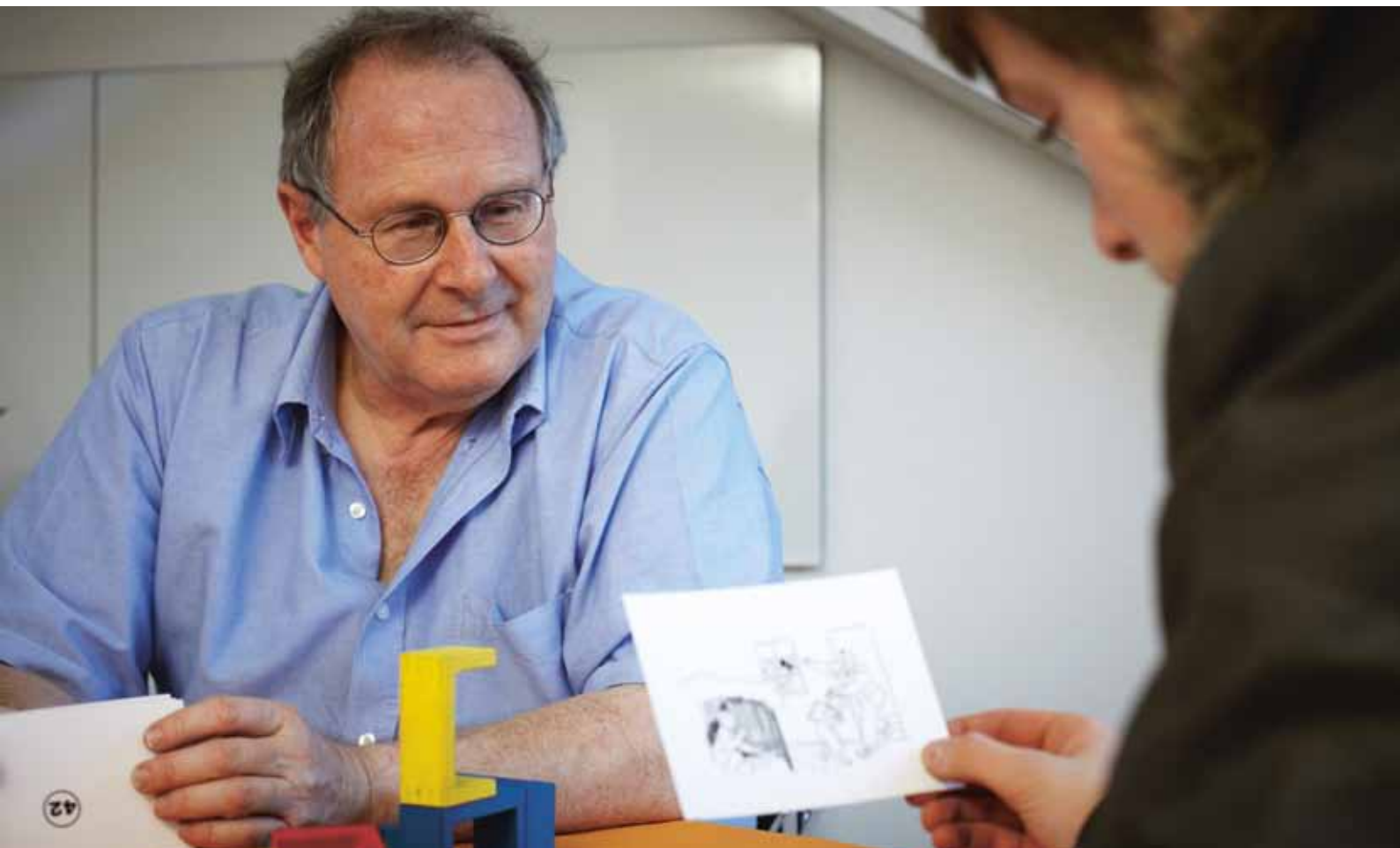


THERAPIE

Bei entsprechendem Bedarf werden im Schulheim die Jugendlichen sorgfältig abgeklärt und erhalten bei einem Befund die geeignete Therapie.

Massive emotionale Belastungen im Kindes- und Jugendalter können die gesunde Entwicklung hemmen oder blockieren. In der durch einen qualifizierten Psychologen durchgeführten Therapie werden schmerzhaft Erfahrungen, persönliche Krisen oder familiäre Probleme aufgearbeitet. Die individuelle und ganz auf die Bedürfnisse des Jugendlichen ausgerichtete Therapie leistet so ihren Beitrag zur Orientierung und Stabilisierung.

Den Verhaltens- und Schulschwierigkeiten, die zum Eintritt ins Heim führen, kann aber auch eine ernsthafte psychische Störung zugrunde liegen. Unser Kinder- und Jugendpsychiater ist einmal wöchentlich anwesend und für Abklärung, Diagnose und allfällige medikamentöse Behandlung zuständig. Ein weiteres Angebot im Schulheim sind spezifische Trainingseinheiten zum Abbau von aggressivem Verhalten, zum Umgang mit Stress und Anspannung und zum Einüben sozialer Fertigkeiten. Selbstverständlich sind bei Bedarf auch Logopädie und Dyskalkulie-Therapien verfügbar.



SOZIALPÄDAGOGISCHE FAMILIE

Die sozialpädagogische Familie ist geeignet für Kinder, die auf ein langfristig stabiles Umfeld angewiesen sind und die deshalb im Heim überfordert wären.

Seit November 2011 gehört eine sozialpädagogische Familie mit vier Plätzen zum Schulheim Elgg. Dieses Umfeld gewährleistet, dass sich die Kinder wohl und geborgen fühlen und in ihrer Entwicklung intensiv gefördert werden. Für die Eltern ist die Fremdplatzierung ihrer Kinder nicht immer einfach, einerseits sind sie oft froh um die Entlastung, andererseits ist es für sie sehr oft schwer, sich damit abzufinden, dass sie ihr Kind nicht selber betreuen können oder dürfen. Viele haben auch Angst, ihr Kind zu „verlieren“.

Gerade deshalb ist uns die Zusammenarbeit mit den Eltern sehr wichtig, regelmässig finden Gespräche statt. Der Kontakt und die Beziehung zu den Kindern wird unterstützt, je nach Situation sind auch gegenseitige Besuche möglich. Im Vordergrund stehen jedoch immer der Schutz und das Wohl des Kindes.





LEHRLINGSWOHNEN

Das Betreute Wohnen bietet Platz für insgesamt sechs Lehrlinge, die mit reduzierter Betreuung ins selbständige Leben begleitet werden.

Immer wieder gibt es Jugendliche, die nach Beendigung der Schulzeit im Heim aus unterschiedlichen Gründen nicht in ihre Familie zurückkehren können. Das Schulheim Elgg bietet in diesem Fall die Möglichkeit eines Wechsels ins Betreute Wohnen. Die zwei gut eingerichteten Wohnungen befinden sich in Elgg und Winterthur. An vier Abenden in der Woche werden die Lehrlinge von SozialpädagogInnen betreut, die Betreuungspersonen sind zudem rund um die Uhr telefonisch erreichbar. Die Auszubildenden werden bei Schwierigkeiten und persönlichen Problemen durch sie unterstützt.

Auch fehlendes Wissen und Knowhow wird den Jugendlichen vermittelt, so dass sie später in der Lage sind, ihr Leben selbständig und eigenverantwortlich zu meistern. Trotzdem ist bereits für den Eintritt ins Betreute Wohnen eine gewisse Selbständigkeit Voraussetzung. Der Austritt erfolgt mit Abschluss der Ausbildung.



DIE WOHNGRUPPEN

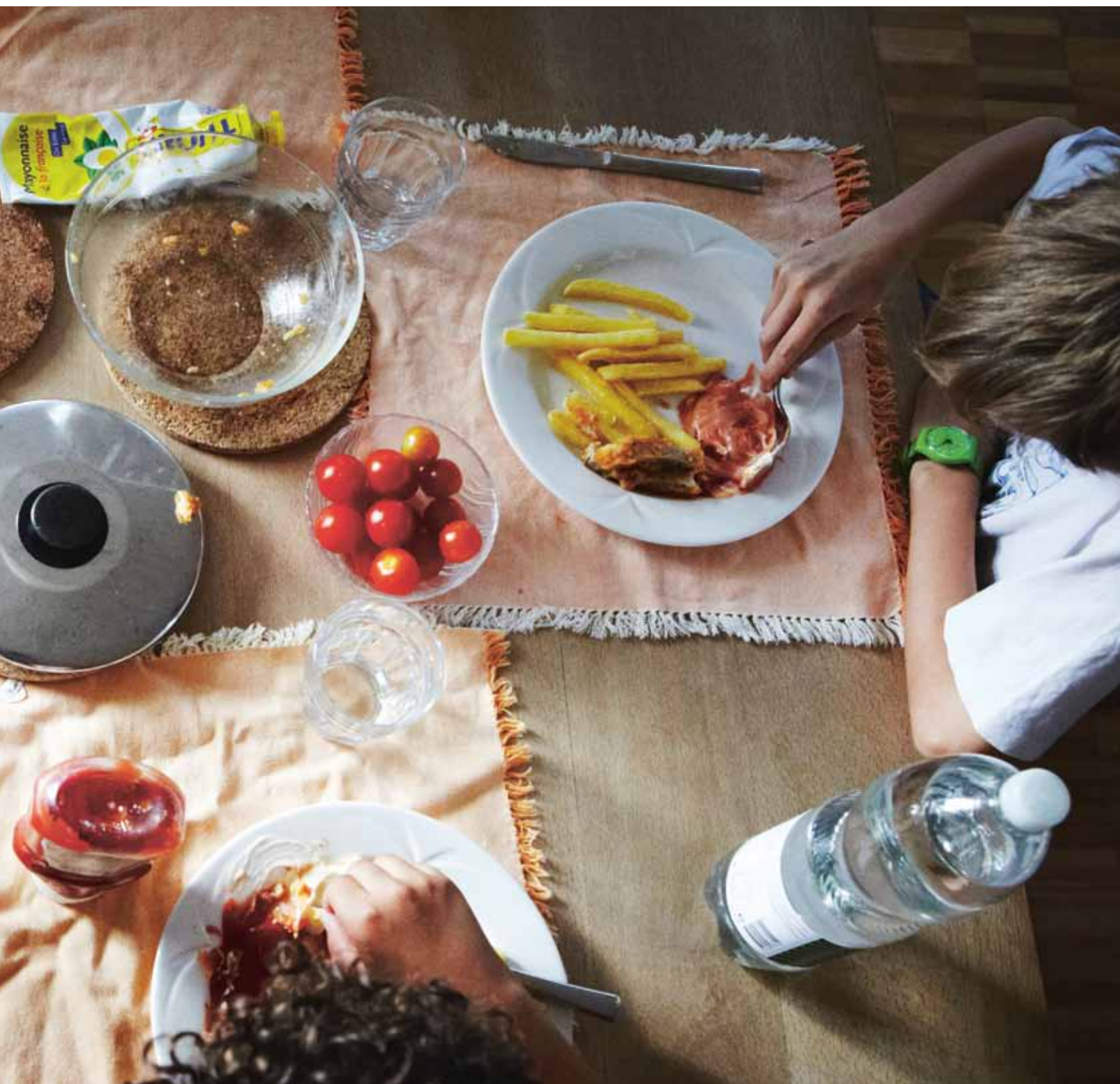
In unseren fünf Wohngruppenhäusern an unterschiedlichen Standorten leben bis zu vierzig Kinder und Jugendliche im Alter zwischen zehn und siebzehn Jahren.

Wir nehmen Kinder auf, die vorübergehend oder auf Dauer nicht mehr zuhause leben können. Familiäre Krisen, Schul- und Erziehungsprobleme, Depressionen, sexueller Missbrauch, selbstverletzendes Verhalten, Gewalterfahrungen und weitere Gründe können dazu führen, dass ein geschützter Wohnplatz benötigt wird.

Unsere Wohngruppen sind liebevoll eingerichtet, die Kinder und Jugendlichen sollen sich wohl fühlen. Dazu trägt auch bei, dass alle ihr eigenes Zimmer haben. Ein strukturierter Tagesablauf mit geregelten Essens-, Schlafens-, Hausaufgaben- und Ämtlzeiten ist uns wichtig. Auch die Freizeit soll natürlich nicht zu kurz kommen. Gezielt werden die Jugendlichen dem Alter und der Entwicklung entsprechend gefördert, so dass sie lernen, die Aufgaben des Alltags selbständig zu bewältigen. Alle fünf Wohngruppen sind ganzjährig geöffnet und gewähren kontinuierliche Betreuung durch gruppeneigene SozialpädagogInnen. Für Notfälle wird ein Pikettdienst angeboten.













NICHT IM FELD UND AUF DEN BÄUMEN,
IN DEN HERZEN MUSS ES KEIMEN,
WENN ES BESSER WERDEN SOLL. GOTTFRIED KELLER

Es ist schon ein recht krasses Gefühl, wenn

Meine Eltern stammen beide aus Angola, sie sind wegen des Krieges in die Schweiz gekommen. Meine Mutter hat dort alles zurückgelassen, auch ihre ganze Familie. In Angola wird Portugiesisch und Französisch gesprochen, aber zuhause reden wir hauptsächlich Deutsch und nur manchmal ein wenig Französisch. Als sich meine Eltern scheiden liessen, war ich 5 Jahre alt. Mein Vater ging zurück in seine Heimat, seither habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ich war noch sehr klein und kenne nur einen Teil von ihm. Wenn ich manchmal seine Stimme am Telefon höre, ist das für mich schon sehr eigenartig.

Weil es zwischen den Eltern immer wieder Krach gab, kam ich mit drei Jahren zu Pflegeeltern nach Aadorf. Dort hatte ich schon von Anfang an Mühe mit der Schule. Aber es waren weniger die einzelnen Fächer, die mir zu schaffen machten: Ich konnte mich nur schlecht konzentrieren und vergass viel. Ausserdem gab es Probleme mit den Mitschülern, denn ich hatte manchmal Mühe mich anzupassen und fand deswegen kaum Kolleginnen.

So wurde gemeinsam mit meiner Beiständin beschlossen, mich im Schulheim Elgg unterzubringen und seit Sommer 2011 bin ich hier. Es ist schon ein recht *krasses* Gefühl, wenn man das Wort „Heim“ zum ersten Mal hört – es gibt einem einen Stich ins Herz und man bekommt ein wenig *Schiss*: „Wie reagieren sie dort wohl auf mich?“, fragte ich mich. Auch vor dem Altersunterschied zu meinen künftigen Kameraden hatte ich grossen Respekt.

Die ersten paar Tage musste ich zuerst alles kennenlernen. Die WG, das war etwas ganz, ganz Neues für mich. Da gibt es Leute, also Betreuungspersonen, die mit dir reden ... zusätzlich fühlte ich mich als eine der Jüngsten nicht so behandelt wie zuhause. Es war recht komisch. Gleichzeitig dachte ich immer: Ich bin nicht so wie die anderen, ich gehöre gar nicht hierher. Ich war sehr traurig und hatte auch viel Heimweh. Ganz am Anfang war ich noch „die kleine Chana“. Das hat sich dann aber schnell geändert: In Aadorf war ich nicht so beliebt, hier hingegen habe ich sehr viel mehr Selbstbewusstsein entwickelt. Denn mit der Zeit bemerkte ich, dass es gar keinen Unterschied gibt zu den anderen und sie sagten es mir auch; sie haben mich voll akzeptiert.

Heute sieht mein Alltag so aus: Um 7.15 Uhr werden wir geweckt, dann gehe ich runter zum Frühstück. Danach mache ich mich fertig für die Schule. Um 8.05 Uhr beginnt der Unterricht. In der Mittagspause treffe ich meine Freundin Yasmin, dann plaudern und lachen wir: Es ist sehr wichtig, jemanden wie sie zu haben! Am Nachmittag haben wir wieder Schule bis 15.15 Uhr. Danach ist Zimmerzeit, da machen wir unsere Aufgaben.

Den grössten Teil meiner Freizeit verbringe ich mit Yasmin, die zwei Jahre älter ist als ich. Wir reden viel und hören Musik. Das tönt vielleicht etwas langweilig, aber es ist für mich enorm wichtig. Ausserdem tanze ich sehr gern, schon von meiner Nationalität her: In Angola tanzen alle – auch die, die es gar nicht können! Wir durften uns im Keller einen Raum einrichten, mit Spiegeln an der Wand, wo wir nun das Hip-Hop-Tanzen üben können.



man das Wort „Heim“ zum ersten Mal hört.



Am Wochenende gehe ich immer nach Hause, am Sonntagabend kehre ich nach Elgg zurück. Meine Mutter war übrigens sehr erschrocken, wie schnell und stark ich mich hier schon nach kurzer Zeit entwickelt habe: Ich begann nämlich, mich zu schminken und interessierte mich plötzlich fürs Shoppen. Aber vielleicht bin ich einfach in die Pubertät gekommen und das wäre zuhause nicht viel anders gewesen ...

In der Schule habe ich zwar Fortschritte gemacht, doch es reicht noch nicht für die öffentliche Schule. Ich will den Abschluss aber nicht hier machen. Mein Ziel ist es, den Abschluss an einer öffentlichen Schule machen zu können. Das ist mir sogar sehr wichtig! Nächstes Jahr komme ich in die Oberstufe, da werde ich mich langsam umschaun, was für Jobs für mich in Frage kommen. Mein grosser Traum wäre es, Kleinkindererzieherin oder Kindergärtnerin zu werden. Denn ich liebe Kinder und es macht mir *mega* Freude, wenn ich jemandem etwas beibringen kann. Ausserdem ist es sehr spannend zu sehen, wie sich Kinder entwickeln ...

CHANA
30. APRIL 2000
IM SCHULHEIM ELGG
SEIT 2011

In zehn Jahren will ich meine Berufsausbildung

Als sich meine Eltern trennten, war ich vier. Fünf Jahre lang wohnten mein Vater und ich bei meiner Grossmutter, dann zogen wir von Bern nach Zürich: Er hatte eine neue Partnerin kennen gelernt und wir lebten in ihrem Haushalt. Doch ich verstand mich nicht gut mit ihr, was sich auch auf meine schulischen Leistungen auswirkte: Ich machte meine Aufgaben nicht, brachte schlechte Noten nach Hause, hielt mich nicht an die Regeln - und immer wieder gab es Streit.

Nachdem wir ein paar Jahre in Zürich gewohnt hatten, kam ich nach Elgg. Im Schulheim war ich unter vielen Grösseren der Kleinste. Doch ich verstand mich mit allen recht gut: Es war immer schon eine meiner Stärken, schnell Kollegen zu finden. Das machte es sicher einfacher. Hier traf ich beispielsweise auch auf Sandro, den besten Freund meines Cousins. Mit ihm habe ich mich besonders gut verstanden, aber er ist letztes Jahr ausgetreten. Alles in allem war die Umstellung also nicht so schwierig. Natürlich ist die Zahl der Menschen, die mich hier in der WG-Familie umgeben, viel grösser als zuhause: Es gibt acht Mitbewohner, dazu kommen noch die Sozialpädagogen. Das hat zur Folge, dass immer etwas los ist - es führt aber auch dazu, dass man am Abend ziemlich müde ist. Am Wochenende fahre ich jeweils zu meiner Familie, abwechselnd zu meinem Vater oder zu meiner Mutter. Oft besuche ich mit meinem Vater auch Konzerte, denn meine Halbschwester ist Geigerin in einem Orchester. Sie ist zwar um einiges älter, aber ich verstehe mich *super* mit ihr.

Zuerst ging ich in die Heimschule, doch heute besuche ich die Sekundarschule in Elgg. Das ist ein riesiger Unterschied, denn ehrlich gesagt war ich in der internen Schule zu wenig gefordert. Zudem ist es ein Ziel von mir und auch von meinem Vater, dass ich die öffentliche Schule mache und abschliesse; man hat dann bessere Job-Aussichten. Das Französisch ist für mich eine besondere Herausforderung, damit komme ich einfach nicht *z'schlag* - und deshalb gebe ich mir auch nicht so viel Mühe. Als Ausgleich dazu setze ich mich im Englisch und im Deutsch umso mehr ein, Englisch möchte ich richtig gut beherrschen. Auch in der Geometrie bin ich recht gut.

Stark bin ich aber vor allem in Fächern, in denen es nicht so sehr um die Noten geht: Werken, Holzarbeiten, Sport. Das kann ich im Schulheim bestens ausleben: Gleich anschliessend an das Gespräch gehe ich mit der Sportgruppe Fussball spielen. Und im Werken haben wir mit unserem Arbeitsagogen eine tolle Seifenkiste gebaut, da waren wir sicher ein halbes Jahr dran und sie hat sogar ein TÜV-geprüftes Fahrwerk.

ANDREAS

1. MAI 1997

IM SCHULHEIM ELGG

SEIT 2009



abgeschlossen haben und selbständig sein.



In meiner Freizeit spiele ich neben Fussball eigentlich auch noch Schlagzeug, doch da mache ich gerade eine Pause, damit ich mich besser auf die Schule konzentrieren kann. Ich habe auch bei der Schulband mitgespielt und will es später unbedingt wieder tun. Neuerdings habe ich ein bisschen angefangen, mich mit einer Modelleisenbahn zu beschäftigen, denn die Miniaturwelt fasziniert mich. Obwohl mir die Berufsberatung eine Arbeit im Sozialbereich empfohlen hat und auch viele andere sagen, dass ich eine „soziale Ader“ habe und dafür geeignet wäre, stehen für mich Berufsziele wie Detailhandelsfachmann oder Schreiner im Vordergrund. Bei einem Sportgeschäft konnte ich schon einmal schnuppern, bei Schreinereien hatte ich bisher noch keinen Erfolg. Aber ich habe ja noch anderthalb Jahre Zeit bis zur Lehre.

In zehn Jahren will ich meine Berufsausbildung abgeschlossen haben und selbständig sein. Ich würde gerne in einer eigenen Wohnung leben und eine Freundin haben. Ich könnte mir sogar vorstellen, dann schon verheiratet und Vater zu sein, denn eine eigene Familie zu gründen, das wäre total schön. Aber ich hoffe natürlich, daneben doch noch Fussball und auch wieder Schlagzeug spielen zu können ... Ah, und noch ein ganz wichtiges Ziel habe ich: Ich will unbedingt wieder nach Bern zurück ziehen – und dort beim FC Breitenrain *tshutten!*

Manchmal ist es zwar etwas laut, aber mit sechs

Mein ungewöhnlicher Vorname stammt aus dem Indianischen, ein Freund hat meine Eltern dazu inspiriert, mich so zu taufen. Da meine Mutter starb, als ich sechs Monate alt war und mein Vater nicht allein für mich sorgen konnte, wurde ich schon als Baby in einem Heim untergebracht. Ab einem bestimmten Alter muss man das Heim verlassen und kommt dann entweder zu den Eltern oder zu einer Pflegefamilie. Mit vier Jahren kam ich deshalb in die Sozialpädagogische Familie nach Trüllikon.

Meine Pflegeeltern, Daniela und Dani Hess, hatte ich schon im Kinderheim kennengelernt und ich war zuvor auch schon in Trüllikon; das ist eine Art Kennenlernphase. Als ich dann definitiv hier hinkam, war erst meine Pflegegeschwester Noelle hier; sie war damals noch ein Baby. Heute ist sie 10-jährig. Später sind dann noch Beni (12) und Dunja (16) dazu gekommen. Beni war im gleichen Kinderheim wie ich, von daher kannten wir uns. Und Dunja ist bereits in der Lehre, sie wird Pferdefachfrau.

Hier lebt es sich ganz gut. Manchmal ist es zwar etwas laut, aber mit sechs Personen ist das ja eigentlich normal. Mit uns leben ausserdem der Hund Balu, die drei Shetlandponies Filou, Fränzi und Caprice sowie die beiden Isländerpferde Tekla und Sletta; zur Zeit ist bei uns noch ein Gastpony untergebracht. Früher hatten wir auch noch Katzen und Meerschweinchen.

An die Anfänge hier kann ich mich nicht erinnern, ich war ja noch sehr klein. Aber ich glaube, ich war viel draussen. Mit den Jahren und der wachsenden Familie hat sich dann ein „Familiengeist“ entwickelt. Putzen und Kochen müssen wir nicht, denn dafür gibt es eine Putzfrau und kochen tut immer Daniel. Aber wir helfen im „Abendstall“ mit, die Tiere zu versorgen. Das mache ich zwar nicht immer gleich gerne ... aber es muss halt gemacht sein. Den „Morgenstall“ machen Dani und Daniela dagegen allein. Das passiert ziemlich früh, etwa um 6.30 Uhr, denn dann haben die Tiere schon wieder Hunger. Am Wochenende führen wir die Pferde und den Hund spazieren; manchmal machen wir das zusammen, manchmal gehe ich auch alleine.

Hier gefällt mir vor allem das grosse Haus: Es gibt einen Bastelraum im Keller, mit Töggelichasten und Lego. In der Stube steht ein grosser, gemütlicher Kachelofen, und es hat viele *Spieli*, die wir zusammen machen können. Jede und jeder von uns hat ein eigenes Zimmer; im oberen Stock haben Dani und Daniela ihre Zimmer und Büros. Unser Haus wurde erst vor wenigen Jahren umgebaut, vorher war es ein ziemlich altes Gebäude; die Küche wurde sogar erst vor zwei oder drei Jahren erneuert.

Die Primarschule habe ich in Trüllikon gemacht, seit ich die Oberstufe besuche, muss ich nach Marthalen fahren. Ich habe zwar ein *Töffli*, aber in die Schule dürfen wir nur mit dem Velo. Ich bin jetzt in der 3. Sek – also muss ich nur noch etwa sieben Monate dorthin. In der Schule gefällt es mir an sich, aber mit meinen Schulkollegen habe ich nicht so viel Kontakt.

TAWAYA

28. FEBRUAR 1998

IN DER SOZIALPÄDAGOGISCHEN
FAMILIE SEIT 2002



Personen ist das ja eigentlich normal.



Seit einem halben Jahr spiele ich Gitarre. Es ist mein einziges Hobby, denn ich habe ja sonst auch noch einiges zu tun. Soeben komme ich übrigens aus der Stunde in Marthalen; weil es Freizeit ist, war ich natürlich mit dem *Töffli* dort. Im Moment übe ich gerade das Stück „Eleanor Rigby“ von den Beatles.

Ich will Tierpfleger werden; das nächste Wochenende kann ich in einem Tierheim schnuppern gehen. Auch Automechaniker war mal ein Berufswunsch von mir, aber jetzt hat es doch noch gekehrt: Bei den Tieren sieht und spürt man, ob ihnen etwas gut tut oder nicht – bei den Maschinen nicht. Zudem bin ich nicht so der Lauteste, also eigentlich eher ein Ruhiger, und in den Garagen herrscht halt ein ziemlich raues Klima. Meine Lehre wird drei Jahre dauern. Noch habe ich keine Idee, was ich danach mache oder wie es weiter geht. Mal schauen. Für den Moment bin ich jedoch wunschlos glücklich.

Ich wurde immer extremer. Aber eigentlich

Seit der ersten Klasse hatte ich Stress mit der Schule: Auch wenn ich nur eine einzige Mathe-Aufgabe lösen musste, benötigte ich dafür Stunden. Deswegen gab es immer öfter Streit zuhause: Die Eltern stritten mit, aber auch wegen mir. Etwa im fünften Schuljahr platzierte man mich in eine Kleinklasse. Der Einfluss der anderen machte aber alles nur noch schlimmer: Mit zehn Jahren begann ich zu rauchen, mit elf war ich das erste Mal besoffen, mit zwölf rauchte ich meinen ersten Joint. Ich wurde immer extremer. Aber eigentlich wollte ich nur wahrgenommen werden.

Als gar nichts mehr stimmte, kam ich für sechs Wochen ins KJPD Zürich und anschliessend zu einer Pflegefamilie. Man versuchte, mir eine Chance zu geben. Aber ich war nur drei Monate dort. Dann hatte meine Mutter genug und ich wurde abgeschoben – weil es einfacher war. Gut, meine Mutter war gesundheitlich angeschlagen. Von daher habe ich es schon verstanden, dass sie Ruhe brauchte.

Nach einem Jahr in einem Schulinternat im Tessin kam ich ins Schulheim Elgg, wo ich nach zwei Jahren die Oberstufe abschloss. Darüber war ich *gottenfroh* ... obwohl ich nicht einmal so schlecht war und es dort auch *coole* Sachen gab, wie den Sporttag. Aber ich habe vom Schulstoff nicht viel profitiert. Wie viel ich verpasst habe, das merke ich jetzt in der Berufsschule. „Hätte ich doch ...“, denke ich heute oft, etwa wenn ich Gramm in Milligramm umrechnen muss. Deshalb gehe ich am Freitagnachmittag in den Stützunterricht, wo ich gezielt und mit anderen zusammen lerne. Hilfe erhalte ich auch von unserer Betreuerin, Bea Keller, und manchmal von ihrem Mann, der Lehrer ist.

Als es um die Berufswahl ging, fragte ich mich: „Was mache ich gern, was kann ich gut?“ Ich kam zum Schluss, dass ich lieber helfen will, anstatt die Welt kaputt zu machen. Und da ist wohl auch noch ein Gen von meiner Mutter, die diplomierte Pflegefachfrau ist. Jetzt lerne ich in einem Seniorencentrum Fachfrau Gesundheit im zweiten Jahr. Es gefällt mir gut, ausser dass ich eigentlich lieber in einem Spital arbeiten würde. Aber das kommt später sicher noch, denn nach meiner Lehre möchte ich unbedingt die Höhere Fachausbildung machen. Mein Ziel ist es, Rettungssanitäterin zu werden und vor Ort im Einsatz zu sein: Bei mir muss einfach etwas laufen!

JULIA

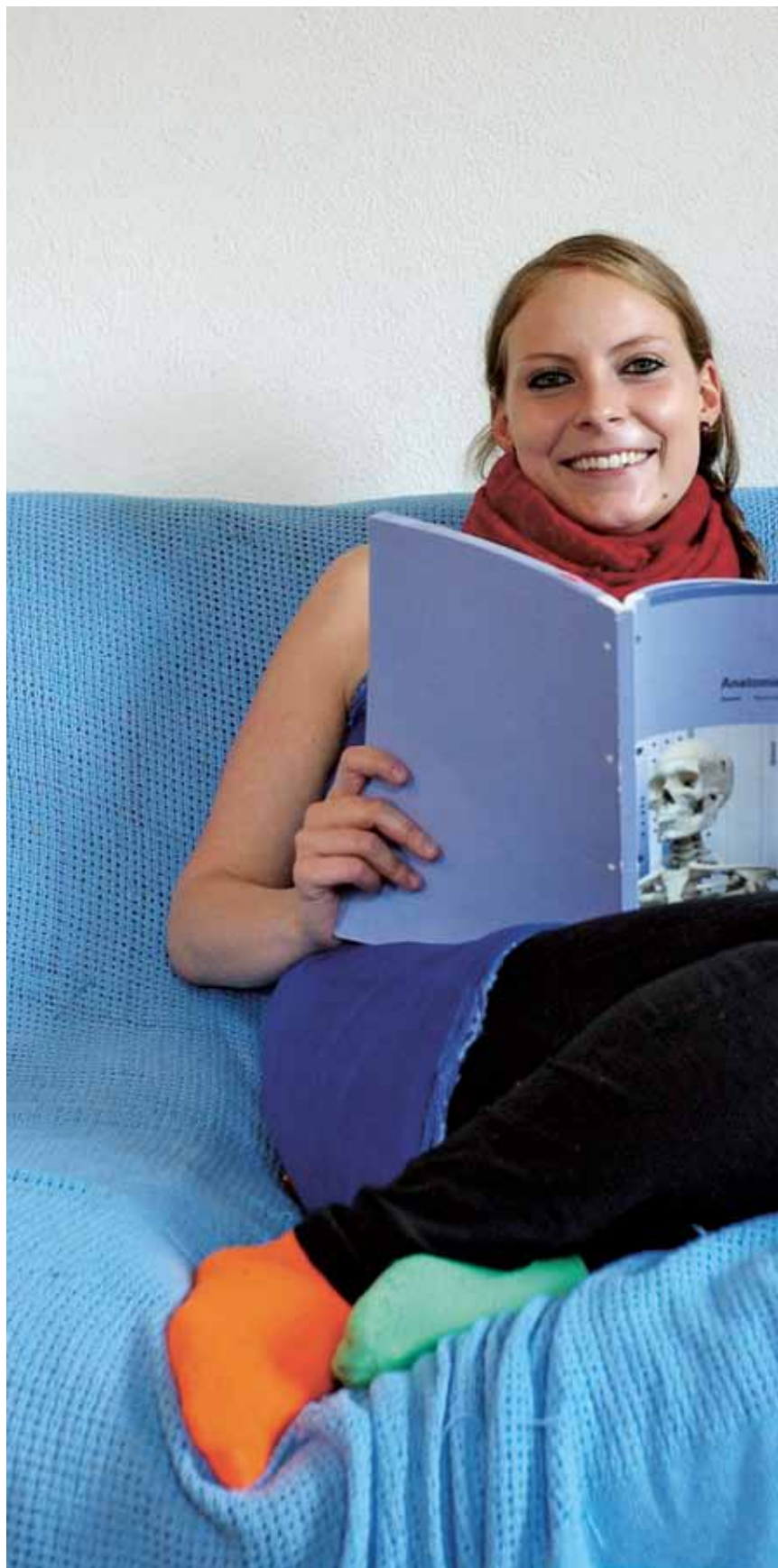
12. NOVEMBER 1993

IM SCHULHEIM ELGG

2006 BIS 2008

SEITHER IM BETREUTEN

LEHRLINGSWOHNEN



wollte ich nur wahrgenommen werden.



In der Lehrlingswohngruppe in Winterthur bin ich nun das dritte Jahr. Unsere Betreuerin ist jeweils von Sonntag- bis Donnerstagabend ein paar Stunden hier, aber wir können sie auch jederzeit anrufen. Am Montag kocht sie, dann haben wir so etwas wie einen Familienabend. Sonst machen wir alles alleine: Waschen, putzen, einkaufen. Wir bezahlen auch alles mit dem eigenen Lohn, der muss reichen. Manchmal kochen oder unternehmen wir etwas zusammen: Wir schauen am Abend gemeinsam Fernsehen oder es besuchen uns Freunde und wir reden einfach, denn jeder hat so seine kleinen Sorgen. Meistens kommen wir in der WG gut miteinander aus, aber manchmal streiten wir auch – so nerve ich mich, wenn die Dusche nicht ausgespült wird oder Rasierschaum im Lavabo klebt. Das sind zwar ganz „normale“, alltägliche Streitpunkte, aber es muss einfach funktionieren.

Zu meinen Eltern habe ich nur selten Kontakt, denn es geht mir jeweils nicht so gut, wenn ich bei ihnen war: Ich muss eine Lehre machen und zwar eine anspruchsvolle! Auch für Sport bleibt mir kaum Zeit. Früher habe ich an fünf von sieben Tagen Sport getrieben: Hiphop, Frauenfussball, Hockey, Volleyball. Und Rennvelo fahren ... damit habe ich schon als Kind angefangen, zusammen mit meinem Vater! Aber heute will und muss ich lernen, um mein Ziel zu erreichen. Und dafür setze ich jede freie Minute ein – oder zumindest so viel Zeit, wie ich kann.



DANK

Diese Jubiläumspublikation wurde unterstützt durch:

Antele AG
Elgg

Krähenmann
Bodenbeläge, Aadorf

Redi AG Treuhand
Frauenfeld

Axa Winterthur
Rätterschen

Ruedi Zehnder
Winterthur

Sana Lebensmittel AG
Regensdorf

Baumgartner
Getränke, Ettenhausen

Joma-Trading AG
Aadorf

Walo Bertschinger AG
Zürich

bm-Küchen
Wallenwil

Moekah AG
Henggart

Vollenweider EDV AG
Winterthur

Gemeindeverwaltung
Elgg

Ochsner AG
Aadorf

Zürcher Landbank AG
Elgg



PANORAMABILDER

Umschlag
Vorplatz Schulheim Elgg
(Photo: Vanessa Püntener)

Seite 16-17
Schauenberg-Gipfel
(Photo: Eveline Meeuwse)

Seite 46-47
Blockhütte Sonnenbühl
(Photo: Eveline Meeuwse)

Seite 2-3
Elgg von Westen
(Photo: Eveline Meeuwse)

Seite 30-31
Sommerfest 22.6.2012
(Photo: Vanessa Püntener)

Seite 58-61
Himmel über Elgg
(Photo: Eveline Meeuwse)



Herausgeber: Schulheim Elgg, Bahnhofstrasse 35/37, 8353 Elgg

Telefon 052 368 62 62, Fax 052 368 62 63; E-Mail info@schulheim.ch, www.schulheim.ch

Gestaltung, Grafik: Manuela Fischer, Atelier 22, Winterthur, www.atelier22mfischer.ch

Konzept, Text, Redaktion: Alexandre-Michel Hoster, Winterthur; Schulheim Elgg

Photographie: Eveline Meeuwse, Winterthur; Vanessa Püntener, Winterthur; Archiv Schulheim Elgg

Druckvorstufe: Walker dtp, Albert Walker, Winterthur

Druck: PrintWork Beat Lüthi, Winterthur

Bindung: RBZ Rüesch, Buchbinderei, Volketswil

Auflage: 7000 Exemplare

ISBN : 978-3-033-03845-5

Copyright : 2013, Schulheim Elgg

AUSBLICK

Liebe Leserinnen, liebe Leser

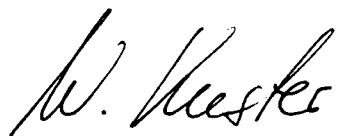
Der Himmel über Elgg (siehe nächste Seite) ist ein passendes Symbol für unsere Zukunft – Licht und Schatten – von beidem werden die nächsten Jahre etwas bringen. Auch wenn nicht immer Sonnenschein herrscht: Herausforderungen bringen unsere Institution und unsere Schützlinge weiter, sie spornen uns zu besonderen Leistungen an. Der Mensch wächst bekanntlich am Widerstand.

150 Jahre sind eine lange Zeit! Heute hat das Schulheim Elgg mit den alten „Rettungsanstalten“ nicht mehr viel zu tun. Die Kinder und Jugendlichen leben in überschaubaren Wohngruppen und werden da und in der Schule umfassend und liebevoll betreut. Trotzdem ist das Schulheim Elgg kein Ferienheim; von den Jugendlichen wird einiges gefordert und es wird intensiv mit ihnen und ihren Eltern gearbeitet.

In unserem Heim mit Platz für 50 Kinder und Jugendliche sind heute 58 Mitarbeitende beschäftigt (43 Vollzeitstellen). Unser Auftrag ist klar: wir wollen die Jugendlichen dazu bringen, Verantwortung für ihr eigenes Leben zu übernehmen. Nur so lässt sich der enorme Aufwand rechtfertigen. Eine gelungene Integration in die Gesellschaft spart langfristig sehr viel Geld, ganz abgesehen vom Leid, das verhindert wird.

Die Anfragen im Schulheim Elgg für eine Platzierung haben in den letzten Jahren stetig zugenommen. Der Bedarf ist also ausgewiesen. Und wir entwickeln uns weiter. So ist zum Beispiel die ambulante Familienbetreuung, die wir seit 2011 anbieten, ein wichtiges Modell für die Zukunft: Mit gezielter, möglichst frühzeitiger Unterstützung der überforderten Familien kann eine Heimplatzierung oft verhindert werden.


Dank all unseren engagierten, kompetenten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen und nicht zuletzt dank der grossen Unterstützung durch den Heimverein, durch seinen Präsidenten und Vorstand nehmen wir den weiteren Weg zuversichtlich in Angriff.



Werner Kuster, Gesamtleiter







DIE ZUKUNFT SOLL MAN NICHT VORAUSSEHEN WOLLEN,
SONDERN MÖGLICH MACHEN. ANTOINE DE SAINT-EXUPERY



Fussnoten zum Beitrag von Dr. phil. H. Tanner, Seiten 8 bis 15:

- 1 Stöckli 1997
- 2 Niedermann 1896, S. 302
- 3 vgl. dazu auch Tuggener 1989 S. 134ff. und Tanner 1998
- 4 Albert Wild (1919) und Emma Steiger (1948)
- 5 vgl. dazu Rosanis 1983
- 6 1892–1900 erster städtischer Schulsekretär, 1900–1930 Sekretär des kantonalen Erziehungswesens
- 7 www.indexmundi.com, Stand 13.11.2012
- 8 vgl. dazu Ritzmann-Blickenstorfer 1996, S. 253

Weiterführende Literatur zur Geschichte der Jugendhilfe:

Bäumer, Gertrud. „Wesen und Aufbau der öffentlichen Erziehungsfürsorge.“ Handbuch der Pädagogik. Hermann Nohl / Ludwig Pallat (Hrsg.). Band 5: Sozialpädagogik. Langensalza: Julius Beltz, 1929, 3–26.

Niedermann, Wilhelm. „Die Anstalten und Vereine der Schweiz für Armenerziehung und Armenversorgung.“ Bearbeitet im Auftrage der Armenkommission der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Zürich: Druck- und Kommissions-Verlag von Zürcher & Furrer, 1896.

Ritzmann-Blickenstorfer, Heiner (Hrsg.): „Historische Statistik der Schweiz.“ Zürich: Chronos Verlag, 1996.

Rosanis, Rose Marie. „75 Jahre Schule für Soziale Arbeit Zürich 1908–1983.“ Zürich: Eigenverlag der Schule für Soziale Arbeit, 1983

Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege (Hrsg.). „Jugendfürsorge. Bericht über den I. schweizerischen Informationskurs in Jugendfürsorge, 31. August bis 12. September 1908 in Zürich.“ Zürich: Schweizerische Gesellschaft für Schulgesundheitspflege, 1909.

Schweizerische Gesellschaft für Gesundheitspflege (Hrsg.). „Die Hilfe für den Säugling und das Kleinkind.“ Erster Zürcher Jugendhilfekurs, 6.–11. Oktober 1924. Spezialheft der Schweizerischen Zeitschrift für Gesundheitspflege. Zürich: Hans A. Gutzwiller, 1922.

Schweizerische Gesellschaft für Gesundheitspflege (Hrsg.). „Die Hilfe für die schulentlassene Jugend.“ Zweiter Zürcher Jugendhilfekurs, 6.–11. Oktober 1924. Spezialheft der Schweizerischen Zeitschrift für Gesundheitspflege. Zürich: Hans A. Gutzwiller, 1925.

Schweizerische Gesellschaft für Gesundheitspflege (Hrsg.). „Die Hilfe für die schulpflichtige Jugend.“ Dritter Zürcher Jugendhilfekurs, 11.–16. Juli 1927. Spezialheft der Schweizerischen Zeitschrift für Gesundheitspflege. Zürich: Hans A. Gutzwiller, 1927.

Steiger, Emma. „Die Jugendhilfe. Eine systematische Einführung mit besonderer Berücksichtigung der deutschschweizerischen Verhältnisse.“ Erlenbach-Zürich/Leipzig: Rotapfel-Verlag, 1932.

Steiger, Emma. „Handbuch der Sozialen Arbeit der Schweiz.“ Zürich: Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft, 1948.

Stöckli, Niklaus: Vagant. Zürich: Limmat Verlag, 1997.

Tanner, Hannes. „Die ausserfamiliäre Erziehung. Von den Waisenhäusern und Rettungsanstalten zu den sozialpädagogischen Wohngemeinschaften der Moderne.“ Kind sein in der Schweiz. Eine Kulturgeschichte der frühen Jahre. Paul Hugger (Hrsg.). Zürich: Offizin Verlag, 1998, 184–195.

Tuggener, Heinrich. „Die Geschichte der ausserfamiliären Erziehung in der deutschsprachigen Schweiz im Überblick.“ Aufwachsen ohne Eltern: Verdingkinder – Heimkinder – Pflegekinder – Windenkinder; zur ausserfamiliären Erziehung in der deutschsprachigen Schweiz. Jürg Schoch, Heinrich Tuggener, Daniel Wehrli (Hrsg.). Zürich: Chronos Verlag, 1989, 129–155.

Wild, Albert: „Soziale Fürsorge in der Schweiz.“ Zweite vermehrte Auflage von: Veranstaltungen und Vereine für soziale Fürsorge in der Schweiz, bearbeitet im Auftrag der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Zürich: Druck- und Kommissions-Verlag von Gebr. Leemann & Co., 1919.

ISBN: 978-3-033-03845-5



schulheim elgg

wohnen | fördern | integrieren

Bahnhofstrasse 35/37

8385 Elgg

www.schulheim.ch